It. sing. 962 fs

[illegible]

Vignette [illegible] Drucker

Goed. IV 1, 930, 13 b (1. Einzelausg., zuvor im Teutschen Merkur in verschied. Heften abgedruckt)

Holzm.-Boh. IV, 11602

Weller, Falsche u. fing. Dr., I, 133

Nicolas, Dunker, Nr. 98

Hayn-Got. VIII, 309

(Schulz, J. C. F.)

Kleine Wanderungen durch Teutschland.

Berlin 1786.

wb/68/1270

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Briefe an den Doctor K * *.

Erster Brief.

Magdeburg.

Für die strenge Befolgung Ihres Rathes, l. K. werden Sie sichs auch nun gefallen lassen müssen, von mir zuweilen einen langweiligen Brief zu lesen. Sie treiben mich mit Todesdrohungen durch unser werthes teutsches Vaterland umher, dafür will ich Sie mit Briefträgern ängstigen. Wollte Gott! daß Ihnen meine Briefe das seyn möchten, was den erlauchten Pfuschern aus ihrem Metier, das Wasser des kranken Bauers ist — möchten sie doch daraus sehn, wie die schwarze Klaue der bösen Göttin Hypochondrie, mit jedem immer mehr und mehr sich zurückzöge, um mich endlich ganz fahren zu lassen. Ach! liebster K. tausend Meilen Wanderung könnten Sie mir noch

verschreiben, mit Vergnügen sollten meine Füße sich dem Recipe unterwerfen; nur Heilung meines Uebels, nur Genesung versprechen Sie mir!

Ich bitte Sie, bester K. — wenn Sie sehen, daß bey der Schilderung von Städten und Menschen, auf die ich während meiner Pilgerschaft stoßen werde, mein schwarzer Plaggeist um meine Feder geflattert hat — geben Sie mir sogleich Nachricht und Lehre, wie ich mich vor ihm verwahre. Muß ich nicht, wenn ich so etwas selbst fühle, die Stadt, das Dorf, die Gegend verlassen, wo ich mich in solchen Stunden befinde? Denn es ist wol eine Anzeige von dicker, feuchter, ungesunder Luft, von unverdaulichen Nahrungsmitteln, oder vom Stillesitzen; wenn sich meinen Augen alles das, was meinen andern glücklichern Nebenbrüdern behaglich ist, trüb und schwarz zeigt? Gienge mirs also zuweilen, wie dem armen hypochondrischen Smollet, daß ich Sie von dem entzückenden H — n der mediceischen Venus unterhielte, und nichts an ihr schön fände,

als dieses — so verzeihen Sie mir: denn es ist eine Anzeige, daß die Hand meines Peinigers schwer auf mir lag.

Eine Station wäre also zurück gelegt. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sauer mir die erste Meile wurde. Immer wollt' ich wieder umkehren, um Sie zu bitten, daß Sie mich auf eine andere Art heilten — ja, ich wollte Ihnen versprechen, täglich ein halbes Schock Holz zu sägen, nur zwo Stunden täglich still zu sitzen, nichts als dünne Suppen zu essen — aber das Andenken an Ihre Hartherzigkeit trieb mich, wie mit Spornen weiter, und die kleine Weile, die ich an den Ufern der Elbe sizend zugebracht hatte, schien mir schon ein großer Verstoß. Ich wanderte also traurig fort, und suchte mich soviel als möglich mit Gegenständen ausser mir zu beschäftigen, und es gelang mir. Wie sollt' es auch nicht, da mein Weg durch wallende Saaten führte, die der Sense entgegen reiften, und deren äusserste Spitze der Strahl der neuerwachten Sonne

vergoldete, während das rege Chor der Lerchen, Wachteln und Sperlinge, die Geburt des jungen Tages feyerte. Das hatte ich auf meinem einsamen Zimmer nie so gefühlt, als heute, und der Eindruck, den es auf mich machte, ist iezt noch meiner Seele so gegenwärtig, so lebendig, daß sie nur ungern in die Arme des Schlafes sinken wird, der meinen ermüdeten Körper schon auf seine Seite gezogen, und mit ihm Parthie wider sie gemacht hat. Aber sie soll kämpfen, und der verdroßnen Hand noch einige Federstriche abzwingen, um die Thaten dieses Tages zu meiner ewigen Erinnerung zu verzeichnen.

Sobald ich Sie diesen Morgen aus dem Gesichte verloren hatte, sezte ich mich nieder; denn es war mir als wenn ich Schmerzen in der Brust fühlte. Der Schritt, unbarmherziger K. welchen ich mit Ihnen gehalten hatte, war mir zu rasch und angreifend, und doch wagt' ichs nicht, einen langsamern anzunehmen, eh ich Sie und mit Ihnen alle Furcht vor Ihren Vorwürfen aus den

Augen verloren hatte. Ich blieb aber nicht lange sitzen, weil ich fürchtete, es könnte Ihnen doch wohl eingefallen seyn mir nachzulauern. So wie mich dieser Gedanke ergriff, sprang ich auf, und lief würklich einige Schritte heftiger als ich vorhin mit Ihnen hatte gehen müssen. Nachdem ich mich aber ein paarmal umgesehen hatte, verlor sich diese Furcht.

Der Weg von S. nach Magdeburg ist überaus angenehm, man mag ihn an der Elbe hin, oder mitten durch die Saaten nehmen. Der Boden ist schwarz, fett, und einige Stücke habe ich leimenartig gefunden. Die Bauern, die mir begegneten, hatten alle so ein volles, frisches, genährtes Ansehen, und manchem, l. K. — ich gesteh' ihnen meine Schwachheit — habe ich mit wahrem Neide nachgesehen. Ich verwieß mir diese unartige Empfindung, und sahe ein wie ungerecht es seyn würde, wenn der gesunde Bauerjunge seinen festen Gliederbau gegen meinen Leichnam vertauschen sollte: aber kaum hatte ich dies ausge-

dacht, so sah ich mich straks noch einmal um, und beneidete ihm seine breite Schultern. Warum können wir doch nicht zugleich studieren und pflügen? und warum kann sich doch die Seele nur auf den Trümmern des Körpers erheben?

Die Fruchtbarkeit des Bodens scheint immer größer zu werden, je näher man nach Magdeburg kömmt. Die Landleute werden immer frischer, ihre Pferde immer stärker, und die Häuser der Dörfer immer ansehnlicher. Alles verkündigt Wohlstand, welcher sich schon, wie mir däucht, in den Namen der Dörfer spiegelt: denn die meisten endigen sich mit Leben — als Felgeleben, Barleben, Warsleben — kurz, lauter Leben! Kommen Sie einmal in das A**** Gebieth, und suchen Sie da Leben, in beyderley Verstande!

Nach und nach erhob sich Magdeburg vor mir. Die Dohm-Thürme fielen mir, als ich aus einem Gebüsche hervortrat, zuerst in die Augen. Bald folgten andre und das Gebäude des Dohmes selbst.

Ueberhaupt giebt Magdeburg eine Ansicht, die man nicht leicht bey einer andern Stadt wiederfindet: das Mehreste tragen wohl die schönen Doppel-Thürme, die fast jede Kirche hat, dazu bey.

Ich war ganz unmerklich in einen stärkern Schritt gekommen als ich sonst zu gehen gewohnt bin. Aber es war wohl nicht anders möglich, da ich mir Magdeburg als den Ruheplatz für meine heutigen Strapazen dachte, und fest überzeugt war, daß ich in seine Thore um zwey Meilen gesünder eintreten würde als ich aus S. gegangen war. Sie sehen, l. K., ich messe das Wachsthum meiner Gesundheit nach Meilen, aber ich finde auch auf ihrem ganzen Recept nichts als Meilen verordnet.

Ehe ich ans Thor kam, zog Kloster-Bergen meine Aufmerksamkeit an, theils als Schule, theils als die Verpflegerin des Mannes, der aus Dänemark herberufen ward, um mit Wort und That seine hellen Einsichten in unserm Vaterlande zu verbreiten. Ich gieng vorbey; aber damit soll

es noch nicht genug seyn. Kloster-Bergen und sein Resewiz verdienen wohl einen ausdrücklichen Besuch; mit dem Vorbeygehen ist ihnen beyden nicht gedient.

Als ich ans Thor kam, sahe mich die Schildwacht von oben bis unten mit großen Augen an, und schien mich nach Zollen zu messen. Aber der Kerl ließ bald ab, und machte dabey eine Bewegung, als wenn er seine Flinte wöge. — Freylich hätte die eiserne Last mich Armen in Grund und Boden gedrückt!

Durch eine lange Vorstadt, die mit schlechten Häusern besetzt ist, und, wenn ich nicht irre, die Sudenburg oder Judenburg heißt, gelangte ich endlich über ein Paar Zugbrücken unter ein finsteres Thor, welches in großen Kreuzgewölben unter dem Hauptwall hindurchgeführt ist. Es kam mir gerade ein schwerbeladner Wagen entgegen, der durch sein Gewicht den Boden unter mir erschütterte. —— Sie können denken wie ich lief, als mich der fürchterliche Gedanke pakte:

das Gewölbe könnte mir über den Kopf zusammenschießen.

Desto froher war ich, als ich aus dem Gewölbe in eine schöne breite Straße trat, welche auf beyden Seiten mit ganz stattlichen Häusern besetzt war. Ich erkundigte mich nach dem König von Preußen *) und ward hingewiesen. Aber, K., ich bitte Sie, wie konnten Sie mir diese Auberge empfehlen? Sie liegt in einer engen düstern Gasse, und ihre Zimmer gehn auf den Hof, wo man nichts sieht als den Hausknecht, ein Paar Mägde und ein Paar Pfauen, die einen mit ihrem Geschrey ermorden. Wenn ich auf der Stelle einen andern Gasthof gewußt hätte, so wär' ich hier nicht eingekehrt; aber morgen suche ich mir einen andern, daß Sie's wissen.

Doch scheint mir das Bette, welches man mir angewiesen hat, weich und gut, und ich will seiner Lockung nicht länger wiederstehen. Schlafen Sie wohl, guter Doctor, für heute sind Sie mich los.

*) Ein Gasthof.

Zweyter Brief.

Lieber K*.

Magdeburg.

Schreiben Sie mir doch hurtig Antwort auf diese Frage: Darf ich mich wohl vier oder fünf Tage hier aufhalten, ohne meine Kur zu unterbrechen? O sagen Sie Ja! lieber Freund, denn es gefällt mir ausserordentlich in Magdeburg, besonders seit heute früh um acht Uhr, wo ich meine Equipage in die Tasche steckte und mich nach einem andern Gasthofe bringen ließ.

Dieser heißt der Schwan, und liegt auf dem sogenannten breiten Wege, einer Straße, die wenigstens eine halbe Stunde lang und gewiß vierzig gestreckte Schritte breit ist. Wer auf dieser Straße wohnt, lieber K., kann unmöglich hypochondrisch werden: solch ein Gewimmel von Menschen aus allen Ständen drängt sich hier, besonders in den Morgenstunden; und ich kann mich herzlich freuen, wenn ich dem Geräusche so

aus meinem Fenster zusehe. Doch ist nicht die ganze Straße so lebhaft. Das eine Drittel, von dem Sudenburger Thore an, wo ich gestern hereinkam, bis zur Teutsch-Reformirten Kirche ist still: weil da auf beyden Seiten fast lauter Kapitalisten oder Leute die von ihren Pfründen leben, dicht verschlossen in ihren Häusern, Gottes reinen Himmel nur aus dem Fenster, und seine Geschöpfe nur durch die Lorgnette ansehen. Das zweyte Drittel ist das lebhafteste. Hier wohnen Kaufleute, Kornhändler, Brauer, Brandteweinbrenner, Becker, dicht auf einander, und die Gasthöfe, die dazwischen liegen, tragen auch zur Lebhaftigkeit das ihrige in vollem Maaße bey. Weiter herunter, von der Raths-Waage, sinkt die Lebhaftigkeit, und die Menschen werden wieder ziemlich einzeln.

Ist es nicht ein gutes Zeichen, l. K., daß ich anfange gerne Menschen zu sehen? Oder ist es einem Menschen so natürlich, wenn man an einen fremden Ort kömmt? Wie verhaßt war mir

jedes menschliche Gesicht in S. und hier würde ich ganze Tage am Fenster stehen um sie zu beobachten, wenn ich nicht bedächte, daß Sie die ganze Last meiner Heilung auf meine Fußsohlen gelegt hätten. Ich bitte Sie, l. K., überzeugen Sie mich, ob dieses ganz fremde Vergnügen, das mir der Anblick geschäftiger Menschen gewährt, wirklich ein Zeichen der wiederkehrenden Gesundheit ist?

Ich erkundigte mich beym Hausknecht, ob es nicht öffentliche Spatziergänge hier gäbe. Er drehete seine Mütze in der Hand herum und sah mich groß an. Daraus schloß ich, daß er nicht wüßte, was ich mit öffentlichen Spatziergängen sagen wollte. In dem Augenblick trat mein freundlicher Wirth herzu, und beantwortete meine Frage. „Es wären hier wohl Spaziergänge, sagte er, aber sie wären mit der Allee um Leipzig nicht zu vergleichen!“ Daraus schloß ich erstlich, daß er entweder aus Leipzig gebürtig, oder dort gewesen seyn müsse; und zweytens, daß er auch an der

gewöhnlichen Krankheit der Menschenkinder laborire, die kein Vergnügen ohne Vergleichung genießen können, wiewohl sie ihm dadurch die Hälfte seines Reitzes rauben.

Er wies mich nach dem neuen Markt oder Domplatz, und nach dem Fürstenwall. Weil ich mir keine Allee um Leipzig zu finden eingebildet hatte, so gefiel mir der Domplatz recht sehr. Es ist ein reguläres Viereck, welches mit stattlichen Gebäuden besetzt ist. Der Dom, das Zeughaus, die Kammer, und das Haus des Domherrn v. Busch sind die ansehnlichsten darunter. Der Dom ist vielleicht eines der schönsten Gebäude, die aus den Zeiten der Gothischen Bauart übriggeblieben sind. Die feinen glatten Quadern, aus welchen die Thürme und die Kirche selbst aufgeführt sind, scheinen dem Zahne der Zeit auch die kleinste Lücke, wo er sein langsames Nagen anheben könnte, zu versagen. Ich weiß nicht ob ich auf meinen Wanderungen viel solcher ungeheuern Steinmassen antreffen werde. Aber es

war die Art unsrer Voraltern, daß sie sich gern himmelan schwungen; das zeigen ihre Thürme und spitzhinanlaufende Dächer: wir hingegen — wir kriechen gern in die Erde; das beweisen die Souterains, die unter den modernen Häusern angebracht sind. Unsre Alten brauchten ihre Keller zu Wein- und Todten-Niederlagen; aber wir vergraben uns lebendig mit Weib und Kind darin, um uns von den unterirrdischen feuchten Dünsten bleich und lungensüchtig machen zu lassen. Mit dem hohen unerschütterlichen Geist unsrer Vorfahren sind auch unsre Thürme und Dächer gesunken.

Das Zeughaus ist das treue Bild des Krieges. Rund herum sind Kanonen- und Bomben-Kugeln aufgethürmt; über dem Eingange sind Helme, Trommeln, Fahnen, Kanonen, kurz, alle Aushänge, daß in diesem schrecklichen Gebäude das Verderben der Menschheit Hof hält — in Stein gehauen; und oben drüber steht die Inschrift:

schrift: Rege prospiciente tutelæ civium, Principe efficiente terrori hostium — von Friedrichs Hand. Sie ist wahrlich nicht schlecht, und bis auf die Sylbe wahr.

Die Kammer ist ein großes schloßähnliches Gebäude, fällt aber nicht gut in die Augen. Es schien mir so abgestumpft, so auf einen Haufen zusammengedrängt, und das Dach für das Ganze viel zu kurz. Desto geschmackvoller ist das kleine Palais des Domherrn von Busch.

Der eigentliche Spatziergang ist eine Allee, die um ein Viereck, das nicht gepflastert ist, herumläuft. Sie ist mit einem Geländer und einer lebendigen Hecke eingeschlossen. Die Bäume sind noch nicht hoch und geben wenig Schatten; uud das ist kein Wunder, da man die liebe Natur treufleißigst unter der Scheere hält, und die jungen Aestchen, die sie als sorgsame Mutter, um ihre Kinder vor dem stechenden Strahl der Sonne

zu schützen, alljährlich hervortreibt, dem elendesten Geschmacke zu Gefallen verstümmelt.

Nicht so der Fürstenwall, zu welchem man durch eine abhängige, sehr stille und menschenleere Gasse gelangt. Hier stehen alte bejahrte Kastanienbäume und Linden, deren Blüthen Balsamdüfte auf meine reizbaren Nerven weheten, aber mir eben dadurch eine Beängstigung verursachten; die mir nicht fremd ist, und mich auch bey Vocal- und Instrumental-Musik befällt; es ist mir so enge in der Brust, sie scheint mir wie in Ketten geklemmt, und Puls und Herzschlag hämmern um drey Grade stärker. Diese Empfindung ist mir nicht ganz unangenehm; aber ich kann sie nicht lange aushalten. Sonst kann sie noch beweisen, wie genau Geruch- und Gehör-Nerven zusammenhangen, da Duft und Musik eine ganz gleiche Würkung auf mich thun. Vielleicht, daß der tief erleuchtete Herr Heinike zu Leipzig diese Bemerkung brauchen kann, um seinen taubstummen Schülern die Vocale und Consonanten zu

riechen zu geben, statt daß er sie jetzt, wie es heißt, damit füttert.

Uebrigens ist die Aussicht vom Fürstenwall herunter vorzüglich schön. An seinem Fuße strömt die Elbe hin; rechts hinunter breitet sich vor dem Auge eine angenehme Fläche aus, deren Grün immer grauer und grauer wird, und sich endlich in einen Nebel verliert. Gerade aus liegt die Zitadelle, hinter ihr in der Entfernung verschiedene Dörfer, Ackerland, Wiesen, und das alles ist mit einem schwarzen Walde umschlossen; links die Brücke über die Elbe, und hinter derselben eine Menge von Wassermühlen, die in einer schrägen Linie queer über den Strom hinlaufen. Ich wäre unter einer Stunde nicht hinweggekommen, wenn mich nicht die Lindenblüthe fortgetrieben hätte.

Da ich heute noch keine ganze Meile gegangen zu seyn glaubte, so sah ich mich noch ein wenig in der Stadt um. Die Straßen, welche ich

paßirt bin, waren alle unregelmäßig und krumm, und einige, besonders die welche nach der Elbe führen, sehr kothig, ungeacht es in acht Tagen nicht geregnet hat. Aber es ist wohl kein Wunder, da sie alle abschüßig laufen, und alle Rinnen aus der ganzen Stadt hindurch müssen, wenn sie zur Elbe wollen.

Sonst ist die Stadt für eine Landstadt nicht schlecht gebaut. Die meisten Häuser haben zwey Stock, und schienen gut bewohnt. Die Kirchen sind, bis auf ein Paar uralte Gothen, die aber auch nicht mehr zum Gottesdienst gebraucht werden, groß, fest und geräumig, und haben vorzüglich schöne Thürme.

Die Häuser der kleinern und engern Gassen, welche ich durchwanderte, besonders in dem Viertel wo die Jacobs-Kirche liegt, sind fast alle mit der Art schnarrender Profeßionisten besetzt, die man hier Strumpfwürker nennt. In manchen Stuben sah ich sechs bis acht solche Stühle, woraus ich schloß, daß in Magdeburg große Quan-

titäten Wolle zu diesem Behuf verarbeitet werden müssen. In eben diesem Viertel bemerkte ich auch viel Tuch- und Leinweberstühle, die viele fleißige Arbeiter beschäftigten.

Müde und hungrig kam ich gegen Mittag von meinen Spatziergängen zurück. Es ist doch ein ganz andres Ding, Müdigkeit, welche Arbeit und Bewegung verursacht, und Müdigkeit, die aus körperlicher Schwäche entsteht. Letztre schlägt den Geist nieder, aber erstre, l. K., kann ihm nichts anhaben. Sie sollten sehen, theuerster Freund, wie vergnügt ich mich in diesem Augenblicke in meinen Großvater lehnen will, um mit gerührter Seele an Sie zu denken. Guter, guter K., ein guter Genius schwebte über das ℁ das Sie mir verschrieben; und diesen Genius will ich in Sold nehmen, daß er Ihnen die Thränen vorzähle, die Ihr armer Freund beym Andenken an Sie im Auge zerdrückt. Aber ich muß abbrechen und ein wenig aus dem Fenster sehen. Nur

bitte ich Sie, finden Sie kein Recidiv in meinen letzen Worten: es ist nur eine kleine vorübergehende traurige Geistesstimmung, die wohl nur ein entferntes Symptom meines Uebels ist, welches durch die Ermüdung ein wenig aufgeregt worden. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Magdeburg.

Sie haben mir freylich verbothen meine hiesigen Freunde zu besuchen, und ihre Gründe waren gerecht. Sie wollen, daß ich überall ganz frey seyn und mich nicht in Gesellschaften wagen soll; aber, lieber K, eine kleine Milderung Ihres strengen Verbotes fände doch wohl statt, wenn ich Ihnen verspräch jede Einladung zu einem Mittag- oder Abendessen abzuschlagen, höchstens nur eine Caffee-Visite zu geben, nur Eine Schaale dünnen Caffee zu trinken, oder einen Morgenbesuch zu machen, und dabey allen Wein und alles Confect zu verbitten?

Es ist doch wirklich zu hart, seinen Freunden so nahe zu seyn, und sie nicht besuchen zu dürfen; und mir doppelt hart, da ich glaube, mich einigen unter ihnen zehnfach gesunder zeigen zu können als sie mich vor einigen Wochen gesehen haben. Diesem letztern Umstand schreiben sie es besonders zu, daß ich Ihr Gesetz ein wenig auf die Seite geschoben habe, um zu einem kleinen Besuch bey meinem Z** Platz zu bekommen.

Er versicherte mich, daß ich jetzt, gegen sonst, rund und voll geworden, und Sie können glauben, daß Ihrer dabey in allen Ehren Erwähnung gethan wurde. Z. hatte große Lust mich für den ganzen Nachmittag in Beschlag zu nehmen; aber ich drohete ihm mit Ihrem schweren Zorne, wenn er sichs unterfinge; er gab nach, und nahm mich mit auf die Ressource.

Dies ist ein Institut, das meinen ganzen Beyfall hat. Einige der Vornehmern sind zusammen getreten, und haben einen Fond von eini-

gen tausend Thalern etablirt, wofür sie ein schönes Haus am breiten Wege erkauft und zu zahlreichen Zusammenkünften eingerichtet haben. Es sind da Spiel- Tanz- Eß- und Billardsäle, alle hell und geräumig, die von den Gliedern der Resource selten leer werden. Jedes Glied zahlt, wenn ich recht gehört habe, monatlich etwas Gewisses, hat aber dafür weiter nichts frey als die Entree. Essen, Trinken, und was man sonst haben will, wird bezahlt. Wer eingeschrieben ist, kann auch einen Fremden mitbringen; jedem andern ist der Zutritt versagt, weil die Gesellschaft eine geschloßne ist. Man unterhält sich mit Gesprächen, hauptsächlich aber mit dem Spiel, und das gefällt mir an diesem übrigens nützlichen Institute nicht. Es sind hier schon große Summen verlohren worden! Auch die Damen haben freyen Zutritt.

Wenn Diners und Supers gegeben werden, trägt sie nicht etwa ein Glied allein, sondern jeder bezahlt sein Couvert, und dadurch sind die Haus-

tractemente unter den Vornehmern seltener geworden, und gewiß nicht zu ihrem Schaden. Sie können da ihre Freunde an der Tafel gegen sich über sehen, ohne die Ungemächlichkeiten eines förmlichen Gastmahls zu Hause zu haben, welches vor Errichtung der Ressource fast nicht zu vermeiden war, da es an Gasthäusern fehlte, die geräumig und wohl eingerichtet genug gewesen wären um große Gesellschaften zu fassen.

Uebrigens würde der Ton, der hier herrscht, einer Haupt- und Residenz-Stadt Ehre machen. Man genirt und complimentirt sich nicht; geht und kommt wenn man will; und bey der Erscheinung eines Fremden fahren nicht gleich zehn oder zwölf Gänseköpfe zusammen, um über ihn zu schnattern. Wenn ein Fremder unbefriedigt von hier weggeht, so sag' ichs ihm auf den Kopf zu, daß die Schuld an ihm liegt, nicht an der Ressource.

Ich brachte die zwey Stunden, die ich da war, mit Conversation und an einem hellen Fen-

ster zu, das auf den breiten Weg gieng. Es war diesen Abend Tafel von 25 Couverts, und Z. wollte mich mit an selbige schmieden. Aber ich nahm alle meine Kräfte zusammen, um es ihm abzuschlagen, und ich drang durch. Ich gieng nach Hause, aß meine Milchsuppe und sahe nachher in der Billardstube einigen Kaufmannsdienern zu, die mit dem Gelde ihrer Herren Bank machten und pointirten.

Vierter Brief.

Magdeburg.

Die Magdeburger lieben die bonne chere. Daß sie einen Fremden auf einen simpeln Kaffee laden sollten! Z. hatte geplaudert, und den andern Tag drängten sich Billets auf meinem Tische! Beym ersten war ich engagirt, und beym zweyten hatte ich mir ein dickes Tuch um den Kopf gebunden und ächzte, und so bey allen übrigen. Wie würde man gelacht haben, wenn ich zur Entschuldigung hätte zurücksagen lassen: Essen sey

mir ungesund! Man ist es schon gewohnt, die Hypochondristen durchgängig für eingebildete Kranke zu halten, und man beeifert sich um die Wette, sie zu bereden, daß sie nicht krank sind. Ist man nun so gutherzig und glaubt es, so ißt und trinkt man neuen Stoff zur Krankheit hinter, und schadet sich; und wenn man dann klagt, so trommelt man sich auf sein kleines Embonpoint, oder pflanzt es, als strenge Widerlegung, einem vors Auge. Und will man noch nicht glauben, so drehen sie sich um und lachen!

Wohl mir! meine Schlafmütze und mein Tuch um die Stirn, haben mich vor dem allen bewahrt; Sie werden sich doch über diese strenge Selbstverläugnung ein wenig freuen, lieber K.?

Indessen hat doch die Gastfreyheit meiner Bekannten die schlimme Folge, daß ich heute nicht eher ausgehen kann, bis es finster ist. Man würde sich über meine plötzliche Genesung sehr wundern, wenn man mich mit schnellen Schritten über den Weg streichen sähe.

Z. ist erst vor einer halben Stunde fort; wir haben uns vergnügt unterhalten, und das Resultat davon will ich Ihnen hieher setzen.

Gelehrsamkeit und Gelehrte werden in Magdeburg geehrt und geschätzt; aber nicht mehr und nicht weniger als in jeder andern Stadt, wo die Kaufleute die Hauptklasse der Mitteleinwohner ausmachen. Sie mögen z. B. gern einen guten Prediger hören, und sehen dabey nicht so sehr auf das was er sagt, als auf die Aktion womit ers sagt, auf die Figur die es sagt, und auf den Ton worin sie es sagt. Kommen Sie her und sehen Sie selbst: Sie werden unter der Menge der hiesigen Prediger nicht Einen finden, der klein von Statur oder gar verwachsen wäre. Sie können ein Wunder der Gelehrsamkeit, ein Cicero auf der Canzel seyn; jede Ihrer Hände, jede Ihrer Bewegungen mag so beredt seyn, wie ihre Zunge — aber Sie können eine etwas feinere Stimme haben, können etwas kleiner seyn als andre — „Der ist nicht für uns! — „Den mögen wir

„ nicht! — Wie kann aber solch Ding auf die „ Canzel treten?„ — Solche Floskelchen werden Ihnen aus den Betstühlen der Vornehmern und von den harten Sitzen der Tagelöhner und Karrenschieber um die Ohren summen. Kanzelgaben mißt man nach Ellen, Gelehrsamkeit schätzt man nach Pfunden. Aber es ist gewiß, daß die Einwohner von Magdeburg nicht allein so denken.

Weil ich einmal auf das Predigerwesen gekommen bin, so hören Sie noch ein Paar Worte davon:

Unter den hiesigen Predigern sind einige vorzüglich gute Kanzelredner. Vor allen andern zeichnet sich der Verf. des Greises aus. Feuer und Leben seiner Declamation, das ausdrucksvolle Spiel seiner Arme sind bewundrungswürdig. Zehnfach verstärkt sich dies alles, wenn er auf feyerliche Veranlassungen und über selbst gewählte Texte predigt. Die Reden, die er in solchen Fällen hält, sind schöner und unendlich nachdrücklicher, als jene, die er über die von der christlichen Kirche

unveränderlich vorgeschriebenen Texte halten muß. Man sieht, wie der Mann an der Kette arbeitet die sie ihm anlegen, und wie es ihm dann doch zuweilen gelingt, einen Arm oder einen Fuß loszuwinden, um selbst mit drey oder vier freyen Athemzügen in den Herzen der Zuhörer Wunder zu thun.

Dafür hat er aber auch bey dem größten Theil der Bürger unumschränkten Beyfall, und die kleine Heiligen-Geist-Kirche ist bey seinen Predigten so gedrängt voll, daß es Mühe kostet einen Platz zu finden. Aber sehr selten verirren sich Kinder vom Häuflein Zion hieher, weil Patzke — seidne Weste und Beinkleider und eine etwas neumodische Perücke zu tragen pflegt.

Nach ihm hat der Ober-Prediger an der **-Kirche den meisten Beyfall, aber bey einer ganz andern Klasse von Zuhörern. Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen in meinem vorletzten Briefe den größten Theil der Einwohner des Jacobs-Vier-

tels als Woll-Arbeiter und andre dergleichen Professionisten bezeichnete. Diese Leute pflegen bey ihrer sitzenden Handthierung viel zu beten und zu singen, und sich dadurch wunderbare Ideen vom Christenthume in den Kopf zu setzen. Diese und dergleichen Leute sind die Zuhörer des Herrn K**. Aber er besitzt auch alles was diese Klasse fesseln kann: eine offene, freundliche Gesichtsbildung, sanfte Augen, eine hübsche Figur, und nicht die unheilige blutrothe Gesichtsfarbe, die einem wahren Diener Christi nicht ansteht. Seine Stimme ist rein, geschmeidig, sanft, und besonders geschickt die unnennbaren Leiden Christi am Oelberge und am Kreutze angemessen auszudrücken; und so vertrocknet der Thränenquell seiner Zuhörer während der ganzen Predigt gewiß nicht. Deshalb ist er auch beym Häuflein Zion sehr wohl gelitten. Er hat sich auch in der theologischen Litteratur durch ein Buch bekannt gemacht, dessen Titel schon zum Theil zeigen kann, was man in seinen Predigten hauptsächlich zu suchen habe.

Es heißt: Das Verhalten eines Christen, wenn sich die Engel im Himmel darüber freuen sollen. 1783.

Aber im Ganzen genommen ist K. bey erwähnten Häuflein noch nicht ganz ein Mann nach dem Herzen Gottes, weil er nicht das fromme Spiel der Augen versteht. Er kehrt sie nicht oft genug gen Himmel, dreht sie nicht oft genug um ihre Angel, er läßt seinen frömmern Zuhörern noch den Augapfel sehn, und sie mögen lieber das Weiße, und den Apfel in die Stirn tief hineingeschoben, erblicken. Ganz andre Männer sind in diesem Puncte die beyden Nachmittags-Prediger an der * * *- und an der * * *-Kirche! In den Wochen-Predigten dieser Männer, besonders in denen, welche an der * *-Kirche hält, starrt die Kirche von Handwerksburschen, die in zerrißnen Haaren, in Nachtjacken und Schurzfell hieher kommen, um sich für die Debauschen Sonntags das Gewissen zusammenschütteln zu lassen. Die alten Mütterchen, die einzeln in den Stühlen

len herumsitzen, haben denn bey der Frömmigkeit dieser rohen Jugend die erbaulichsten Gedanken, und preisen die Sünder-Bekehrer hoch und seelig.

Das Häuflein Zion, so nennt man die hiesige Gemeinde der Pietisten, hält seine Konventikel in dem Hause einer alten Wittwe, welche man die Zions-Mutter nennt. Der Patriarch der Gemeinde ist ein Dorfprediger, welcher alle Montage zu Pferde nach der Stadt kömmt, um die Brüder und Schwestern zu stärken. Die Gemeinde hält ihm das Pferd, und zahlt ihm für jeden Besuch etwas Gewisses. Bey seinen Reden ist die Gemeinde so zahlreich, daß die Glieder, welche etwas zu spät kommen, auf dem Saale und auf der Treppe umher knieen. Den weiblichen Mitgliedern, besonders den jüngern unter ihnen, sagt man nach, daß sie gern auf den Treppen knieten, weil sie dadurch Gelegenheit fänden, die Andacht der jüngern Brüder mit dem unverhoften Anblick einer vollen Wade zuweilen zu

beflügeln. Aber ich halte dies für Verläumdung.

Und nun genug für heute, lieber K.! Der Abend naht herzu; und ich bin heute noch nicht zwey Meilen gelaufen.

Fünfter Brief.

Magdeburg.

Meine Aengstlichkeit macht mich lächerlich, lieber K. und selbst meine besten Freunde wollen keine Geduld mit mir haben. Man schilt uns beide Sonderlinge —— Sie, daß Sie mich, um mich zu heilen, in der Welt umherjagen, und mich, daß ich mich von Ihnen umherjagen lasse. Es ist alles eingetroffen was Sie mir droheten, wenn ich nicht das strengste Inkognito beobachten würde. Aber ich werde aus Magdeburg fort seyn, ehe sichs meine Peiniger versehen.

Was hab' ich nicht alles sagen müssen, um mich aus ihren freundschaftlichen Klauen zu win-

den! Und man hat mir doch nicht geglaubt; man hat mich als einen Eigensinn von der ersten Klasse verschrieen. Aber, das ist mir lieb; nun werde ich wohl Ruhe haben.

Ich komme so eben von Kloster-Bergen zurück, und bringe, statt des gehofften Vergnügens, Mißmuth zu Hause. Aber ich will auch morgendes Tages fort, — und könnt' ich nur zugleich aus der ganzen Welt fort.

Als ich das Thor paßirte, und an die äußerste Barriere kam, hielt mich die Schildwacht an: „Wo will Er hin?" — Nach Kloster-Bergen? — „Hat Ers Wort?" — Was für ein Wort? — „Marsch! und melde Er sich beym wachthabenden Officier!" —

Ich fand dies sehr grob, gab mich aber in Geduld und ging nach dem Wachthause zurück. Der Officier stand vor der Thür. Als ich noch einige Schritt von ihm entfernt war, rief er mir zu: Nehmen Sie den Huth ab! Ich sah

ihn mit großen Augen an, nahm aber den Huth ab. Er trat näher zu mir und wühlte mit seinen Fingern in meiner Vergette. „Gehn Sie in Gottesnamen — sagte er darauf — das Wort ist Minden!

Ich wußte nicht ob ich verrathen oder verkauft war, und zitterte vor Angst. Beinah wäre ich nach der Stadt umgekehrt, um mich in mein Zimmer zu verschließen, so lebhaft schwebten mir Musketen und Korporalsprügel vor Augen.

Als ich wieder zur Barriere kam, fragte mich die Schildwach: Nu, wie heißt das Wort? — Minden! sagte ich, und nun ließ sie mich passiren. Sie sehn hieraus, daß man mich blos aus Furcht der Desertion so ängstigte. Jede Mannsperson, die etwas groß ist, muß sich beym Offizier melden; von diesem bekömmt man ein sogenantes Wort, welches man der Schildwacht sagen muß, zum Zeichen, daß man sich gemeldet hat. Jedem Soldaten wird vorn auf der Scheitel eine Platte geschoren: um nun zu sehn, ob

nicht unter meiner Vergette solch eine Platte wäre, kommandirte der Offizier: Huth ab! So hängt das alles, was mich in unsägliche Unruhe setzte, ganz natürlich zusammen.

Kloster-Bergen besteht aus einigen ansehnlichen Gebäuden, die recht gut in die Augen fallen. Rundum sind Bäume gepflanzt, die zwar die Ansicht zum Theil verdecken, aber doch diese Schule zu einem angenehmen Aufenthalt machen. Man hat einen Kupferstich von Kloster-Bergen, aber er ist nicht sonderlich; und noch dazu hat man, wie mirs scheint, nicht einmal die Seite des Klosters genommen, welche sich am besten ausnimmt. Ueberhaupt scheinen sich Zeichner und Kupferstecher um die Wette bestrebt zu haben, ihr Produkt so steif und holzschnittmäßig als möglich zu machen.

Die Schule hat einen sehr tiefdenkenden Director und einige sehr geschickte Lehrer — wenn sie aber auch Schüler hätte! Seit Resewitzens

Direction hat sich ihre Anzahl unbegreiflich vermindert, aber gewiß nicht blos durch seine Schuld. Als er hieher kam, war der Studententon unter den Schülern sehr stark eingerissen. Resewitz sahe ein, wie unendlich schädlich er der Gelehrsamkeit ist, und suchte ihn zu vertilgen. Aber er gieng dabey vielleicht ein wenig hitzig zu Werke; begegnete einigen Schülern von Stande nicht so höflich, als sie es von dem vorigen Director gewohnt waren: und es entstand eine Art von Rebellion unter den unbesonnenen jungen Leuten, die zulezt dahin ausschlug, daß in wenig Tagen an 30 der größten Schüler das Kloster verließen und andre Schulen bezogen. Seit der Zeit hat sich die Zahl immerfort vermindert, so daß iezt fast so viel Lehrer als Schüler da sind.

Resewitzens Feinde triumphiren und werfen mit bittern Seitenhieben über Unterschied der Theorie und Praxis um sich. Und kränkend ist es vollends, wenn man sieht, daß die Lehrer unter der Hand mit den Schülern Par-

then wider den Director machen. Resewitz war glücklicher in Kopenhagen, ohne Titel, als in Kloster-Berge, wo hinter seinem Namen, Abt, Konsistorialrath und Generalsuperintendent des Herzogthums Magdeburg, paradirt.

Ich habe ihn gesehen, und sein Anblick hat mich unbeschreiblich gerührt. Es war die Miene des großen Mannes, der sich fühlt, aber verkannt wird, und sich bestrebt seine befleckte Würde gegen sich selbst zu vertheidigen. Der beste Charakter wird durch wiederholte Anfälle erschüttert, verzweifelt am Ende an sich und seinen Talenten, wird mistrauisch auf seine Kräfte, und diese Gemüthsstimmung ist für einen großen Geist unbeschreiblich gefährlich, und um so quälender, da des Kampfes in seiner Seele kein Ende ist.

Diese Betrachtungen machen mich mißmuthig, lieber K. Ich bestrebe mich sie aus meiner Seele zu verjagen; aber durch dies Bestreben wach-

sen sie immer größer und stärker auf. Eine ganz eigne Unart der menschlichen Natur, besonders wenn sie an meiner Krankheit laborirt.

Sechster Brief.

Magdeburg.

—— Es sind noch drey Schulen in Magdeburg, die mehr oder minder bekannt sind. Die erste ist das Kloster unsrer lieben Frauen. Ihr Direktor, der Probst Rötger, scheint das Schulwesen mit Glück, und fast bis zur Mikrologie studirt zu haben, welches seine gedruckte Nachricht von dieser Schule beweißt. Unter vielen sehr nützlichen Anstalten und Einrichtungen, welche er in diesem Buche beschreibt, findet sich eine Menge von andern, die zu sehr ins Kleine gehen, und durchaus nicht zum Wesentlichen der öffentlichen Erziehung gehören. Dies Detail läßt sich allenfalls entschuldigen; da das

Buch hauptsächlich für die Schüler des Klosters, welche sich dasselbe durchaus kaufen müssen, geschrieben zu seyn scheint: aber nicht zu entschuldigen ist der pseudo-erhabene Ton, der vom Anfange herein im Buche herrscht, und gegen die Kleinigkeiten, die hinten vorkommen, einen höchstwidrigen Absatz macht. Resewitzens Nachricht von seiner Schule ist von aussen und innen edler und durchdachter.

Uebrigens ist diese Schule jetzt blühender als sonst, und sie kann als eine der besten in den Preußischen Landen ihren Platz recht gut behaupten. Noch vor zwölf oder vierzehn Jahren war sie im elendesten Zustande; aber einige geschickte Lehrer brachten sie nach der Zeit immer mehr in Aufnahme. Unter diesen hat sich der jetzige Professor Schummel in Liegnitz große Verdienste um sie erworben. Er führte nach und nach, freylich nicht ohne heftigen Widerspruch von Seiten des damaligen Directors, in Verbindung des jetzigen

Probstes, eine bessere Lehrart und einen bessern Ton ein, etablirte nach und nach ganz andere Lektionen, und sah soviel als möglich darauf, daß die Schüler nicht unter den alten Autoren und was dahin einschlägt versauerten. Er gab ihnen auch von dem Honigseim der schönen Litteratur zu kosten, suchte ihren Geschmack zu bilden, lehrte sie teutsch schreiben und ihre Gedanken in dieser Sprache nach den besten Mustern vortragen. Indessen hatte dies den Schaden, daß einige Schüler die eigentliche Gelehrsamkeit versäumten, und leidige Bellettristen wurden. Ein Paar davon sind auch als Schriftsteller zur Genüge bekannt geworden. Es ist lobenswürdig, daß der jetzige Director einen großen Theil dieses bellettristischen Unwesens abgestellt hat.

Die Domschule wird von dem Rektor G. B. Funk dirigirt. Dieser Mann ist als reeller Gelehrter und geschickter Pädagog in der gelehrten Welt hinlänglich bekannt, und man kann schon vermuthen, daß seine Schule so vollkommen ist,

als sie nach ihrer innern Oekonomie werden konnte. Sie wird stark frequentirt: aber eben deswegen ist sie mancher Verbesserungen nicht fähig, die ohne Mühe auf einer minderbesuchten Schule ausgeführt werden können. Uebrigens ist es ein großer Fehler an dieser Schule, daß ihr Fond nicht hinreicht die Lehrer auch nur nothdürftig zu salariren. Die untersten sogenannten Collaboranten müssen einige Jahre warten, ehe sie Gehalt bekommen, und haben bis dahin nichts als freyes Logis, und das, was aus den Neujahrsgeschenken der Schüler zusammenkömmt. Wer nicht eignes Vermögen, oder Eltern die ihn nothdürftig unterstützen können, in der Nähe hat, kann gar nicht zum Lehrer angenommen werden: und daher kömmt es, daß die Directoren dieser Schule nehmen müssen was sich anbietet, wenn sich der Candidat nur eine Zeitlang selbst erhalten kann, gesetzt auch daß er an Wissenschaften und Talenten höchst mittelmäßig wäre. Hat sich aber der Lehrer durch diese Zeiten der Noth hindurchgearbei-

tet, so kann ihm eine gute Pfarre nicht entgehen.

Und diese Einrichtung giebt dem Klosterbergen, dem Kl. U. L. Frauen und der Domschule immer noch einen großen Vorzug vor andern öffentlichen Schulanstalten. Zu jeder dieser Schulen ist eine Anzahl Pfarrstellen geschlagen, welche mit den Lehrern derselben besetzt werden; und dadurch erhalten letztere eine gewisse Aussicht auf eine ruhigere Versorgung, die sie einmal über die Ungemächlichkeiten des Schulstandes trösten kann.

Die sogenannte Stadtschule ist nicht viel besser als eine Trivialschule. Wenn sie einmal das Glück hätte thätige und denkende Direktoren zu bekommen, so würde sie auch in Aufnahme kommen, und das um so eher, da sie einen recht guten Fond zur Besoldung ihrer Lehrer hat. Doch wäre eine ganz neue Einrichtung ihrer innern Oekonomie unumgänglich nöthig. Aber welch ein schweres Unternehmen, da der Reformator mit dem Ungeheuer, Autorität des Alterthums,

einen harten Strauß zu bestehen haben würde. „Wir sind doch auch auf dieser Schule gewesen, und keine Dummköpfe geblieben!„ — Diese Antwort würde sich jedem Verbesserer in Riesengröße entgegenstellen, und um so gewaltiger widersetzen, da er nicht sagen darf: „Es könnte doch wohl seyn, Wohlweise Herren, daß Sie ein wenig klüger geworden wären, wenn Sie auf einer bessern Schule studiert hätten.„

Siebenter Brief.

Magdeburg.

Um das litterarische Commerz zu befördern, haben sich die besten Köpfe von Magdeburg in zwey gelehrten Gesellschaften zusammengethan. Die erste besteht aus Diis majorum gentium, die andere aus denen minorum gentium. Beyde hangen nicht unter einander zusammen, sondern jede hat für sich wöchentlich einen Versammlungstag.

Man lieset in denselben gelehrte Zeitungen, Journale oder andere neue litterarische Produkte, urtheilt und spricht darüber, kömmt aber auch oft auf andre Gegenstände, die himmelweit von der Litteratur entfernt sind. Zuweilen werden auch Damen zugelassen; die haben schon in den ersten Tagen nach der Schöpfung alles verdorben: was sollten sie jetzt nicht, da sie beynahe sechstausend Jahre Zeit gehabt haben, ihre Herrschaft über die Herren der Erde festzustellen? Auch hier haben sie alles verdorben.

Ein zweyter Weg, auf welchen hier die Litteratur befördert wird, sind die Leihbibliotheken. Aber dieser Weg ist zweydeutig, und dem guten Geschmacke oft mehr schädlich als nützlich. Ich habe in einem neuen Buche einige Gedanken über diese Institute gefunden, die so treffend sind, daß ich sie Ihnen hersetzen muß:

„Ich kenne keine nützlichere Erfindung neuerer Zeiten, sagt der Autor, als eine Leihbibliothek. Wie viel Bücher lägen unbekannt und un-

genutzt in finstern Gewölben und vermoderten! Wie viel köstliche Romane (vorzüglich diese) werden dadurch dem Tode entrissen und in Umlauf gebracht! denn die Leute, die man Gelehrte nennt, sind in ihrer Lektüre erschrecklich ekel, und geben nicht leicht Geld für ein Buch aus, das (nach ihrer Meynung) nichts taugt. Dagegen giebt es andre Leute, die alles was unter der Presse geschwitzt hat, mit beyden Händen ergreifen, und alles vor der Hand wegkauften, wenn sie —— Geld hätten. Für diese besonders sind die Leihbibliotheken eine herrliche Sache; noch herrlicher aber für die Leute, welche Bücher, denen man schon im Manuscript die Makulatur ansieht, noch verhundertfältigen lassen.„

„Solche Bibliotheken sind denn gerüttelt und geschüttelt voll von elenden Romanen, jämmerlichen Schauspielen und herzbrechenden Gedichten. Krethi und Plethi strömt dahin, und lies't für ein geringes Geld die literarischen Meisterstücke unser Nation —— denn die Bibliothekare hüten

sich wohl, Schriften zu kaufen, die den Teutschen Schande machen.„

„Man hat immer gesagt, daß sich der Geschmack einer Stadt aus den Catalogen ihrer Buchhändler bestimmen ließe; — aber wenn diese Bemerkung Grund haben kann — gewiß noch leichter aus den Verzeichnissen der Leihbibliotheken. Aber wehe der Stadt, deren Geschmack man auf das Zeugnis derselben den Stab bricht. Wie in denselben alles durch- und wider einander liegt! bey Klopstock steht Günther; bey Wieland, Rost; bey Mendelssohn, Begebenheiten zu Wasser und zu Lande; bey Agathon, alles was von Robinsons und Avanturiers je geschrieben; bey Sterne's Werken, alles was je empfindelt und getändelt worden — und so geht dies vom Anfange bis zum Ende. Wenn ein gutes Buch verwais't dasteht, grassiren die schlechten durch die ganze Stadt und umliegende Gegend, und amüsiren (so nennt

mann's

mann's ja wohl?) von dem Dreyfuße des Schusters, der Wachstube der Soldaten und der Spinn-Assemblee der Mägde an, bis hinauf zum — „

Der hiesige Buchhandel ist äußerst unbedeutend. Es sind zwey Buchhändler hier; aber unter fünf Büchern, die man bey ihnen sucht, findet man oft kaum eins, es müßten denn Gebet- oder Predigt-Bücher seyn. Bis jetzt haben beyde Buchhandlungen diese Artikel noch am einträglichsten gefunden, und auch von ihrer Seite nicht ermangelt den theologischen Ballast dieser Art nach Kräften zu vermehren. Freylich hat die eine zwey oder dreymal das Unglück gehabt große Ballen von theologischer Makulatur drucken zu lassen, die ihr jetzt schwer auf den Nacken liegen; aber die Gewölber, wo sie ihre Artikel verwahrt, sind stark und feuerfest, und ihre Grundfeste trotzet der Last.

Achter Brief.

Magdeburg.

Wie erklären Sie sichs, lieber K. daß ich in drey Briefen nicht ein Wort von dem Zustande meines Körpers und meiner Seele habe fallen lassen? Ist mir an beiden so wol? Oder vergesse ich beide in der Fremde? — Ich lasse Ihnen die Wahl, — nehmen Sie eins von beiden an, oder beide zugleich — auf jedem Fall werden Sie nicht weit von der Wahrheit entfernt seyn.

Z. hatte mich beredet meinen hiesigen Aufenthalt noch ein Paar Tage zu verlängern, und ich that es, nachdem er mir feyerlich hatte versprechen müssen, alle Einladungen, die zum Essen oder Trinken an mich ergehn würden, nach allen Kräften von mir abzuwenden. Und er hielt Wort. Ich bin seit zwey Tagen beständig im Freien gewesen, und habe bey der Gelegenheit noch ein Paar Spatziergänge kennen gelernt, die für einen Kranken von meiner Art, nicht besser seyn könnten.

Der erste ist der sogenannte Werder vor dem Brückthore. Das Ganze macht eine lange Insel aus, die von zwey Armen der Elbe gewässert wird, und zum Theil ganz artige öffentlche Gärten enthält. Wer von einem Ende bis zum andern geht, darf über Mangel der Motion nicht klagen, denn er ist gewiß eine gute halbe Meile gegangen.

Der zweyte ist der Rothenseer Busch eine Stunde von der Stadt. Man geht durch die Vorstadt, Neustadt genannt, und gelangt über einen großen Anger, auf welchen starke Heerden von Schaafen, Kühen und Gänsen weiden, in den Wald, der voran mit großen schattigten Eichen und tiefer hinein mit Gebüsch besetzt ist, zwischen welchen sich hie und da grünende, sehr angenehme Rasenplätze finden. Auf einem der leztern, in dessen Mitte drey bejahrte Eichen standen, habe ich manche Stunde bey einem Glase Milch gelegen, und mich in die patriarchalische

Vorzeit zurückgeträumt, auch nicht selten, den etwas lächerlichen Wunsch im Herzen genährt, hier ein Hüttchen, ein Duzend Schaafe und ein Paar Kühe zu besitzen, um in ihrer Gesellschaft ein ruhiges und harmloses Leben zu führen. Aber ein einziger Blick, den ich in die wirkliche Welt zurück that, verscheuchte diese schönen Luftgebilde, und zog meinen Mund unwilkührlich zu einem kleinen Hohnlächeln über dergleichen Anfälle von Empfindsamkeit, und dieses Lächeln brach einmal in ein helles Lachen aus, als ich nahe bey einer Schäferey meine Schuhe besudelte und mich von ganzem Herzen drüber ärgerte. Gute Nacht Arkadia! rief ich dabey, halbböse und halbfreundlich, und konnte mich ein Paar Augenblicke nachher des lauten Auflachens nicht erwehren.

Wenn meine Nerven Musik ertragen könnten, so würde mir das Koncert, welches hier im Degmaierschen Garten gegeben wird, keine unangenehme Abwechselung verschafft haben. Es versammlet sich daselbst alles, was Magdeburg von

beyden Geschlechtern Schönes und Süßes hat, in großem Lüstre, und spaziert im Garten auf und ab. Unter den Damen waren einige recht hübsche Gesichter und unter den jungen Leuten viel schön gewachsne, frische Figuren. Beide Geschlechter haben im Durchschnitt ein sehr gesundes Ansehn, und scheinen sich weder durch Thee, noch Punsch, noch andre modische Debauchen ruinirt zu haben. Die Damen hatten sich nicht geschminkt und die Herren gingen nicht Chapeaubas. Denn so weit ist es doch nun schon mit uns Teutschen gediehen, daß man es als Tugenden rühmt, wenn eine Dame ihre natürliche Gesichtsfarbe leiden kann, und ein Herr nicht zittert, wenn er an die Verwüstung denkt, die der Huth in seinem künstlich appretirten Haar, anrichten könnte. Petitmaitres und Petitmaitressen, wie ich sie wohl in andern Städten gesehn habe, sind hier äusserst selten, und gäbe es auch unter beyden Geschlechtern einige, die diese Rollen spielen wollten, so würden sie

immer und ewig gegen die zu Leipzig und Dresden, gebohrne Stümper bleiben. Diese Bemerkung ist wahr, und in dem esprit public Magdeburgs gegründet; und vielleicht erhält sie noch einen großen Zuschuß von Wahrheit, durch den kleinen Zug, daß ein Knabe von ungefähr 10 Jahren diesen Morgen hinter mir drein lief und eines Rufens rief: Ah, der hat'n Haarbeutel! Ah, der hat'n Haarbeutel! wobey er die Umstehenden mit dem Finger, auf meinen Nacken aufmerksam machte.

Morgen früh, lieber K. setze ich meinen Stab weiter, und zwar gerade nach Berlin. Meinen Koffer addreßiren Sie an H. und lassen ihn mit nächster Post abgehn. Man hat mir einen sehr schlechten und verdrießlichen Weg nach Berlin prophezeiht; aber das macht mir nicht bange. Wenn meine Füße nur täglich ihre zugemeßnen Schritte machen, bin ich zufrieden, und alle übrige Unbequemlichkeiten sollen mich nicht abschrecken,

so wenig als das kleine boshafte Lächeln unsers Z. dessen er sich nicht erwehren konnte, als ich ihm meine projektirte Wanderungen auf der Landkarte zeigte.

Adieu, lieber K.!

Neunter Brief.

Nedlitz.

Diesen Morgen um neun Uhr gieng ich aus Magdeburg. Z. begleitete mich bis vor das Thor der Thurmschanze (so heißt eine Vorstadt) und wünschte mir darauf statt alles Abschiedes ein paar gute Sohlen. Ich wußte nicht, ob ich das für Schimpf oder Ernst halten sollte, und ich hätte mich gewiß über ihn erboßt, wenn er sich nicht hurtig aus meinen Armen gewunden hätte. Denn er hat mich doch lange genug in Magdeburg um sich gehabt, um zu sehen daß meine Krankheit nicht eingebildet war; wozu also

der höhnische Abschied: „ich wünsche Ihnen ein Paar gute Sohlen!„

Ich sehe sehr wohl, daß ich in Magdeburg meinen Geist ruhiger erhalten hätte, wenn ich zu keinem meiner Freunde gegangen wäre. Statt Theilnehmung habe ich Schrauberey gefunden, und letztre mußte mich noch bis vors Thor begleiten, um mir eine Ladung Misvergnügen mit auf den Weg zu geben. Aber damit war es noch nicht genug:

Eine halbe Stunde von Magdeburg überfiel mich ein starker Regen, der mich in wenig Minuten so durchdrang, daß mir alle Glieder vor Frost zitterten. Als er sich gelegt hatte, gieng ich über eine Wiese und sank bis über die Knöchel in schwarzen Morast: als ich mich herausgearbeitet hatte, kam mir ein Bauer entgegen, und versicherte zu meinem Troste, er hätte schon einmal da bis an den Bauch im Sumpfe gesteckt: dabey erfuhr ich, daß ich bey der halben Meile die ich zurückgelegt hatte, wenigstens eine Vier-

telmeile umgegangen sey; daß ich in Nedlitz (so weit wollte ich heute) ein sehr schlechtes Nachtlager fände, und daß ich, ehe ich dahin käme, noch drey bis viermal vom Regen bis auf die Haut durchweicht zu werden hoffen dürfte.

Soviel Worte, soviel Donnerschläge! Ich wäre gern nach Magdeburg zurück gegangen, wenn mir nicht Z. beym Abschiede gute Sohlen gewünscht hätte.

Ich nahm also meinen ganzen Muth zusammen, und gieng weiter. Der Bauer beschrieb mir den Weg so genau, daß ich ihn nicht verfehlen konnte, aber er war nicht halb so angenehm als jener von S. nach Magdeburg. Ueberhaupt scheint es, als wenn auf dieser Seite der Elbe, der Boden um vier Körner auf jeder Aehre schlechter wäre. Das Getreide stand einzeln und niedrig in einem gelblichsandigen Boden, der den Regen in wenig Zeit so verschluckte, daß kaum noch Spuren davon zu sehen waren. Die Bauern schienen

mir nicht so vierschrötig als jenseit der Elbe, und ihre Pferde waren klein und unansehnlich.

Um fünf Uhr kam ich nach Nedlitz. Ich trat in die Schenke, und fand es daselbst noch um einen guten Theil schlechter als es mir der Bauer beschrieben hatte. In der Stube war es dumpfig, auf dem Hofe wurde Dünger geladen, und im Garten troff zwiefacher Regen. Jetzt, l. K., fühlte ich das erstemal, wie schwer die Kur ist, die Sie mit mir eingeschlagen haben. Ich wußte weder aus noch ein, bis mich endlich ein glücklicher Einfall aus allen Dragsalen erlößte.

Ich beschloß zum Pastor des Dorfes zu gehen und ihn um ein Nachtlager zu bitten. Ich fand an ihm einen ausgemergelten, dem Anscheine nach im höchsten Grade schwindsüchtigen Mann. Er schien herzlich zu erschrecken, als ich ihm mein Anliegen vortrug. Je näher ich zu ihm trat, desto angelegentlicher entfernte er sich von mir und nur zuweilen sah er mich mit einem Paar Augen an, in welchen ein [absolutes] ängstliches Mis-

trauen so unverkennbar geschrieben stand, daß ich in die äußerste Verlegenheit gerieth, und gern wieder in der Schenke gewesen wäre.

Er zuckte die Achseln, ohne ein Wort zu sagen, als ich meinen Gesuch noch einmal wiederholte, und blickte dabey einigemal mit furchtbarer Aengstlichkeit nach der Thür, gleichsam als wenn er wünschte, daß jemand kommen und ihn vor mir schützen möchte.

Zu gutem Glücke trat nach einigen Minuten ein junger Mann in die Stube, der, wie ich nachher erfuhr; der Substitut des kranken Pastors war. Letztrer zeigte stillschweigend mit dem Finger auf mich, und der junge Mann fragte nach meinem Anliegen. Ich entdeckte ihm meine Verlegenheit wegen eines Nachtlagers; er schien sie so sehr zu fühlen als ich selbst, und führte mich auf seine Stube. Kaum war ich dort, so erschien ein Bote vom Pastor, der den Substituten rief. Der Bote sah mich fast eben, so wie der Pastor, von oben bis unten an, und entfernte sich nicht

eher von der Stube, bis der junge Mann zurückkam.

„Man hält Sie hier für einen Mörder und Dieb, (sagte er lächelnd zu mir) aber Sie werden es meinem alten Freund verzeihen — er ist im äußersten Grade hypochondrisch. Ich habe ihm versprechen müssen, Sie diese Nacht nicht zu beherbergen; er will in Ihren Augen etwas Verdächtiges bemerkt haben; aber Sie sind mir von ganzem Herzen willkommen! — Um doch aber den alten Mann zu beruhigen, haben Sie die Güte und gehen, bis es finster wird, nach der Schenke zurück: da werde ich Sie abholen und durch den Garten wieder hieher führen.„

Ich wußte nicht, ob ich über den wunderlichen alten Mann lachen oder mich ärgern sollte. Aber ich griff zur rechten Zeit in meinen Busen, und überlegte, ob ichs vor vier Wochen wohl um ein Haar besser gemacht haben würde, wenn ein wildfremder Mensch zu mir gekommen wäre, und so gerade zu um ein Nachtlager gebeten hätte.

Also ließ ich mir den Vorschlag des jungen Mannes gefallen, und brachte noch anderthalb Stunden in der Schenke zu. Endlich kam er und holte mich ab. Er führte mich durch den Garten über den Hof, leise die Treppe hinan auf seine Stube, wo ich alle erwünschte Bequemlichkeit fand.

Zehnter Brief.

Brandenburg.

Sie können glauben, lieber K., daß ich herzlich froh bin, so gutes Kaufs aus dem Hanse der Trübsale in Nedlitz fortgekommen zu seyn. Ich schlief die Nacht wider meine Erwartungen sehr gut, und sobald der Tag anbrach, führte mich der Substitut eben da hinaus, wo ich hereingekommen war — durch die Hinterthür. Der junge Mann hat sich meine Dankbarkeit und Freundschaft im höchsten Grade erworben. Gott gebe nur, daß er sich von dem Alten mit seinen wun-

derlichen Grillen nicht anstecken läßt! Denn er selbst war kein Gesundheitsriese.

Ich setzte meinen Stab getrost weiter, in der besten Hoffnung, daß die heutige Tagreise nicht so unangenehm ablaufen würde als die gestrige. Aber ausserdem, daß die Felder und Fluren weder durch Fruchtbarkeit noch durch starke wohlgenährte Heerden meinen Trübsinn verscheuchten, hatte ich noch das Unglück, mich nach zwo Stunden in einem Tannenwalde zu sehn, wo ich weder Weg noch Steg wußte. Ich weiß nicht wie man sich in gewissen Augenblicken so ganz selbst vergessen kann. Ich war wie im Traume von der großen, breiten Landstrasse weggetaumelt, und konnte mich doch nachher noch sehr wundern, wie ich so plötzlich in einen Wald gerathen sey. In größter Herzensangst, als wenn ich in einer afrikanischen Wüste unter Löwen und Tieger wandelte, rief ich zwey bis dreymal, was ich rufen konnte, und endlich kam ein Bauermädchen, welches Tannennadeln in einem Korbe trug, zu meiner inni-

gen Freude daher, und brachte mich glücklich aus dem Gehölze. Ich konnte nicht umhin mein ängstliches Betragen ein wenig lächerlich zu finden, denn ich hätte nur zwanzig Schritte vorwärts thun dürfen, so wäre ich aus dem fürchterlichen Walde gewesen. Indessen soll mir doch dieser Vorfall eine kleine Erinnerung seyn, künftig hübsch bey mir selber zu bleiben.

Kaum war ich wieder auf der Landstraße, so brach ein starker Regen auf mich herab, der mich in eine sehr heilsame Bewegung setzte. Ungefähr tausend Schritte vor mir stand ein dichter Eichbaum; ich erblickte ihn nicht sobald, als ich mich in eine Carriere legte, die über alle menschliche Kräfte gieng, lieber K. — Ich versichere Sie, daß ich nicht wenig stolz auf meine Füße ward, als ich mich in wenig Augenblicken glücklich im Troknen sahe.

Aber es stand mir noch eine bessere Motion bevor. Ich hatte mich kaum ein wenig erholt, als ein bedeckter Postwagen des Weges kam. Der

Himmel hatte sich rundum bezogen: es regnete noch stark; und kein weißes Streifchen zwischen den Wolken zeigte daß sie sich bald brechen, und der Sonne weichen würden. Ich entschloß mich also kurz, lief auf den Postwagen zu, und fragte den Postillion, ob er mich mitnehmen wollte; ich wäre erbötig auf der nächsten Station das volle Postgeld zu bezahlen. „Ji, hi!„ sagte er zu seinen Pferden, und ermunterte sie mit der Peitsche zum strengsten Trott. Ich glaubte er hätte mein Anliegen nicht gehört, und trottirte ausser Athem, vom Regen bis auf die Haut durchnäßt, neben dem Wagen her, und rief immer: „auf der nächsten Station wollte ich ja gern das Postgeld bezahlen.„

Endlich erbarmte sich einer der Passagiers über mich, und warf dem Postillon ein Paar Donnerwetter zwischen die Ohren; aber die thaten nicht halb den Effekt als die Drohung: wenn er mich nicht mitnähme, so wollt' ers im Postamte melden. Es sey seine Schuldigkeit, einen Rei-

senden aufzunehmen, wenn er sich erböthe das Postgeld auf der nächsten Station zu bezahlen. Nun hielt er still, und ich stieg auf.

Ein andermal, (sagte der Passagier zu mir) sagen Sie lieber, Sie wollen blind fahren. Sie versahens damit, daß Sie des Stations-Geldes erwähnten. Der Postillion steckt es lieber in seine Tasche.

Ich war in dem bedeckten Wagen wie im Himmel, und vergaß aller ausgestandenen Mühseligkeiten. Meinem gütigen Protektor dankte ich von ganzem Herzen.

„Den Herrn wird kefrier!„ sagte eine Stimme hinter mir im Wagen, und zugleich fühlte ich, daß man mir von hinten einen Mantel zuwarf. Ich sahe mich um, und siehe! Stimme und Mantel gehörten einem Juden. Ich muß gestehn, lieber K., daß mich dieser Vorfall überraschte. Man ist sonst an einem Juden Gefälligkeit nicht gewohnt; aber er war aus Paris, wie ich nachher hörte. Er gieng nach Frankfurt

an der Oder, wo er Geschäfte hatte. Er war ein heller vernünftiger Mann, der die ganze Reisegesellschaft recht artig zu unterhalten wußte.

Um so mehr kränkte es mich, als ihm der Posthalter auf der nächsten Station so grob begegnete. Es herrscht im Preußischen noch die Gewohnheit, daß sich die armen Juden, wie Vieh, verzollen müssen. Wo ein Adler steht, müssen sie sich einen Zollzettel lösen, und denselben, damit sie keine Zollbude überschlagen, auf dem nächsten Zollamte zeigen. Wenn Juden auf der Post kommen, müssen die Postmeister zusehn, ob sie auch von den Zollämtern die sie paßirt sind, ihre Scheine haben.

Unser armer Jude machte diese Tour in seinem Leben zum erstenmal, und saß noch dazu in einem bedeckten Wagen, so daß es fast nicht möglich war alle die Zolladler zu bemerken die wir paßirten. Indessen waren die übrigen Passagiers, die ihn alle liebgewonnen hatten, so gefällig, und erinnerten ihn jedesmal wenn ein Zollamt am

Wege lag, damit er sich einen Zettel lösen konnte.

Sobald wir im Posthause ankamen, lief der Posthalter auf den Juden zu, und sagte: Wo hast du deine Zettel, Jude!

Uns verdroß diese grobe Anrede, aber der Jude lächelte, und wieß ihm die Zollscheine.

Schurke! (brüllte auf einmal der Postmeister, ein breitschultriger, aus vollem Holze gehauener Mensch) du hast den Zoll verfahren! Die übrigen Passagiers murrten laut, und stellten sich um den Juden her. „Ich habs nicht gewußt!„ sagte der Jude mit einem Lächeln, das seinen innerlichen Aerger verbergen sollte; aber der Grobian dachte, er lache ihn aus, und schon ballte er die Faust um ihm vor die Brust zu rennen, als sich der Passagier, der sich auch meiner unterwegs so thätig angenommen hatte, mit zwey geballten Fäusten vor deu Juden stellte und dem Postmeister eine Gegenpantomime machte. Wir Uebrigen gaben auch unser Wort dazu, und jener spannte

plötzlich gelindere Saiten auf. Endlich fand es sich, daß das Zollamt, welches der Jude überschlagen hatte, in eben dem Dorfe war, wo wir uns jetzt befanden, und daß wir auf dem Wege, den der Postillon genommen hatte, gar nicht vorbey gekommen waren. Was konnte nun der arme Jude dafür?

Sie werden wissen, daß von Berlin aus die Rechte der Juden als Menschen zuerst wieder in Anregung gebracht worden; daß man gar herrliche Bücher schrieb, die das Herz jedes Menschenfreundes mit frohen Erwartungen hoben, daß auch diese unglückliche Nation endlich in die Rechte der Menschheit eingesetzt werden würden! Nun vergleichen Sie: So schreibt man in Berlin; so handelt man in H***, welches nur einige Meilen davon liegt. — In Frankreich hat man, meines Wissens, neuerlich nichts zur Vertheidigung der Juden geschrieben, aber desto mehr gethan: denn unser Jude zeigte ein französisches Edikt vor, worin allen Zöllnern bey

strenger Strafe verbothen wurde, von einem durchreisenden Juden, sey er aus welchem Lande er wolle, Abgaben zu fordern. „Car le temps est passé — hieß es am Ende — ou l'on traitoit ces gens en bestiaux.„

Louis.

Und wenn der stille Ludewig Zeit seiner Regierung nur dieses Edikt gegeben hätte, so wäre es schon gültig genug ihm unter derjenigen Anzahl guter Regenten einen Plaz zu verschaffen, welche die Rechte der Menschheit kannten, schätzten, und sie in ihre ehemalige Gültigkeit wieder einzusetzen suchten.

Unser Jude kam damit los, daß er den Zoll, welchen er verfahren hatte, dreyfach geben mußte. Dreyfache, dreyfache Schande! Er hatte den Adler nicht gesehen, und der heimtückische Postillon, der es hätte wissen können, hatte ihm nichts davon gesagt!

Meine Seele ist durch diesen Vorfall so trübe und finster geworden als diese Stadt, wo ich die

Nacht bleiben werde, weil Sie mir verbothen haben eine Nacht schlaflos zuzubringen. Ich wäre sonst gerade nach Potzdam gefahren.

Eilfter Brief.

Potzdam.

Die ehemalige Residenz der Churfürsten von Brandenburg ist jetzt eine unansehnliche Stadt, und ist es vielleicht von jeher gewesen. Die Strassen sind eng, krumm und unreinlich, und die Häuser nicht über ein Stock hoch. Der Dom und viele alte Bürgerhäuser geben der Stadt das Ansehen eines ehrwürdigen Alterthums. Aber, wie ich höre, hat der König dieses Jahr 50,000 Rthlr. zum Anbau neuer Häuser hergegeben.

Bey allem dem scheint die Stadt gut bewohnt, und nicht nahrlos zu seyn, denn es giebt hier mancherley Manufakturen in Wolle, die, nebst einem lebhaften Bierbrau, viele Hände beschäftigen. Die hiesige Barchentfabrik beschäftigt auf 48 Stühle.

Ich weiß nicht, l. K., ob Sie mich loben oder schelten werden, wenn ich Ihnen sage, daß ich heute vier kleine Meilen gegangen bin. Troz meiner Müdigkeit, muß ich Ihnen diese frohe Nachricht heute noch verkündigen, denn ich weis, wie gern Sie an allem, was meine Gesundheit betrift, theilnehmen. Ich versichre Sie, daß ich auf meine heutige Tagereise nicht wenig stolz bin.

Der Weg von Brandenburg bis Potzdam hat mir wenig Vergnügen gemacht. Ueberall ein dürrer Sandboden, auf welchem Getreide und Gras nur einzeln und niedrig wächst. Hie und da ein großer See, worauf einzelne Kähne herumschwammen. Dann wieder ein Tannengehölz, dessen Bäume größtentheils zwergartig in sich selbst hineingekrochen waren. Nur wenige von schlankem geradem Wuchse habe ich darunter angetroffen.

Ohngefähr eine Stunde von Potzdam wird der Weg interessanter. Es erheben sich zur rechten Seite Anhöhen mit Holzung besetzt, und hinter

demselben schimmern die Werke Friedrichs hervor, die er in diesem dürren Lande gründete. Je näher man an Potzdam kömmt, desto angenehmer wird das Auge beschäftigt, und es war mir, als wenn ich nun freyer athmete, da ich wieder Menschen und ihrer Hände Werke sahe.

Im Thore wurde ich weitläuftig examinirt, und ich mußte Namen, Geschäfte, Zeit und Ort meines hiesigen Aufenthalts genau bestimmen. Der König will das Alles wissen.

Die erste Straße, die ich paßirte, nahm mich nicht sehr zum Vortheil der Stadt ein, die mir von jeher als die glänzendste in ihrer Art war gerühmt worden. Sie war schnurgerade, hatte auf beyden Seiten gleichhohe, und, wenn ich nicht irre, auch gleichbreite Häuser. Jede Seite schien mir wie ein einziges Haus, so schnurgerade, weder höher noch niedriger liefen die Fenster und Dächer von einem Ende zum andern. Diese übertriebene Regelmäßigkeit ermüdete mich; aber sobald ich aus dieser Straße (ihre Anlage rührt

noch vom vorigen Könige her) in die nächste trat, ward ich auf das angenehmste überrascht, als sich eine Doppelreihe von Palästen (sie sind zu schön um Häuser genennt zu werden) vor mir aufthat, die nach modernen und antiken Geschmack mehr oder weniger verziert waren. Jedes erregte in seiner Art meine Bewunderung, und vielleicht wäre ich noch eine gute Weile mit dieser Empfindung fortgewandert, wenn sie nicht plötzlich von einem, zwar seltsamen, aber doch höchst natürlichen Zufall wäre unterbrochen worden — Dicht hinter mir p—ßte ein Soldat zum dritten Stocke eines der schönsten Palläste in einem Bogen herunter, daß es rauschte. Daß es ein Soldat war, schloß ich daraus, daß an eben dem Fenster, wo der Stral herausschoß, gewaschene und angestrichene Montirungs-Stücke hiengen; und, daß es kein Regenwasser war, fiel in die Augen.

Ich will gerne glauben, daß so etwas bey Tage nicht geschehen darf, aber auch in der Däm-

merung ist es ein großer Mißstand. Ich stellte bey diesem Vorfall verschiedene Betrachtungen an, womit ich Sie aber nicht behelligen will, weil ich gewiß weiß, daß Sie in den Augenblicken da Sie dieses lesen, ähnliche anstellen werden. Schlafen Sie wohl!

Zwölfter Brief.

Potzdam.

Bey allem äußern Glanze ist Potzdam von innen wüste und leer. Das Innere der schönen Häuser ist kasernenmäßig und leicht hingemacht. Thüren, Fenster, Fußböden sind alle auf möglichst wohlfeilen Fuß eingerichtet, und will sie der Besitzer des Hauses besser haben, so muß er sie für sein eignes Geld machen lassen.

Wenn ich mir einen Ort suchte, wo ich mein Leben unter erlaubten Vergnügungen, unter einer Schaar geselliger Freunde, bey vertraulichem Mahl und sorgenbrechendem Glase zubringen wollte, so wählte ich Potzdam gewiß nicht. Es ist hier alles

so still, so ängstlich; kaum wagt man es mit den Füßen den Boden zu berühren. Die Fenster der Vornehmern sind beständig mit breiten Vorhängen versperrt; und schielt dann und wann einer zwischen denselben hervor, so thut ers gleichsam wie verstohlen.

Alexanders Hofleute suchten eine Ehre darin, steife Hälse zu affektiren; hier spielt man den Menschenfeind, um dem Manne nachzuahmen, dem es noch vor Millionen erlaubt wäre, ein solcher zu seyn, weil es eine Zeit gab wo sich nicht weniger als siebenmal hunderttausend Menschen aus allen Kräften bestrebten ihm zu schaden.

Ich weiß nicht ob es wahr ist, oder ob man sichs nur einbildet, daß dem Könige alles hinterbracht würde was in Potzdam vorgeht, und daß er sich auch um alles bekümmere. Diese Furcht geht so weit, daß Gastereyen gleichsam verstohlen angestellt werden; daß mans dem Nachbar sorgfältig verheelt, wie viel Couverts, wie viel Schüs-

seln gegeben, und wie viel Flaschen Wein getrunken werden!

Sie sehen, l. K., daß ich hier nur ein halbes Jahr wohnen dürfte um hypochondrisch-misantropisch im allerhöchsten Grade zu werden.

Ich wollte Sansouci sehen, gieng in aller Unschuld darauf zu, und that einem Manne in Hoflivree mein Anliegen kund. Er schien über meine Wagehälsigkeit zu zittern, und gab mir mit Kopf, Hand und Fuß zu verstehen, der König sey da. Ich mußte mich, durch die Aengstlichkeit des Menschen angesteckt, wie ein Dieb in der Nacht davonstehlen, bin auch nicht wieder hingekommen.

Hier hält unter einer glänzenden Hülle die drückendste Armuth ihren Hof. Der producirende fabricirende Theil der menschlichen Gesellschaft ist überall der ärmste, also auch hier. Der größte Theil der Einwohner besteht aus Fabrikanten, die sich für ein geringes Tage- oder Wochen-Lohn hager und schwindsüchtig arbeiten,

und einer zahlreichen Familie früh wegsterben; aus Soldaten, Hofbedienten, Waisen-Knaben und Waisen-Mädchen. Kapitalisten, die das Vergnügen lieben, hüten sich wohl nach Potzdam zu kommen, und daselbst ein höchstgenirtes Leben zu führen; und die Entreprenneurs der hiesigen Manufakturen und Fabriken verzehren den Schweiß ihrer Arbeiter in Berlin, oder auf Reisen.

Nehmen Sie alle diese Umstände zusammen, l. K., und entschuldigen Sie mich, daß ich nur einen Tag in Potzdam blieb. Morgen mit dem frühesten gehe ich nach Berlin.

Dreyzehnter Brief.

Berlin.

Der Weg von Potzdam bis Berlin ist mir nicht sauer geworden, lieber K. das macht, ich bin gröstentheils hergefahren. Von Berlin nach Potzdam und von Potzdam nach Berlin geht alle Tage ein bedeckter Wagen die Journaliere

genannt, welche Briefe, Pakete und Personen mitnimmt. Diese Anstalt ist nothwendig und nützlich, denn der Weg zwischen diesen beyden Städten wird von Reisenden nicht leer.

Mein Wirth in Potzdam rieth mir, mich dieser Gelegenheit zu bedienen; aber der Wagen gieng erst um 12 Uhr ab, und so lange wollte ich nicht in Potzdam bleiben. Ich machte mich also zu Fuße auf den Weg, und beschloß, die Journaliere auf der halben Station zu erwarten.

Gegen Mittag traf ich in Zehlendorf, zwo kleine Meilen von Potzdam ein, und erwartete daselbst den Wagen. In dem Wirthshause fand ich verschiedene Neujahrswünsche, und andere kleine Späße aus Peplier's Grammatik in französischer Sprache angeschlagen; es befremdete mich, in einer Dorfschenke französische Caraktere zu sehen, und befragte die Wirthin darüber. Sie versicherte mich, unter herzlicher Freude, das habe ihr kleiner Sohn geschrieben — o, er könne gut französisch! — Dies kann Ihnen beweisen, lie-

der K. wie gäng und gäbe die französische Sprache in diesen Gegenden ist, und nun fand ich die Behauptung eines neuern Reisenden: daß in Berlin vom Schuhputzer bis zum Minister alles Französisch verstehe —— sehr wahrscheinlich.

Der Postillion nahm mich für ein Trinkgeld in den Wagen, und setzte mich vor dem Thore von Berlin wohlbehalten ab.

Im Thore ward ich eben so umständlich examinirt als in Potzdam, aber nicht unhöflich, wie man sichs wohl auswärts einzubilden pflegt.

Ueber einen freyen, rundum mit schönen Häusern besetzten Platz, gelangte ich in eine Straße, deren Ende ich kaum absehen konnte. Es war die Leipziger Straße, eine der schönsten in Berlin. Sie ist breit und regelmäßig, und auf beyden Seiten mit guten, und zum Theil prächtigen Häusern besetzt. Aber sie wird bey geringem Regen voller Koth, und hat für den Fußgänger noch die Unbequemlichkeit, daß er nicht an den Häusern fortgehen kann, sondern im Fahrwege blei-

ben muß. Denn zu den Häusern laufen auf beyden Seiten Appareillen hinan, die bald höher bald niedriger sind, und ein ewiges Auf- und Abklettern verlangen.

Weil ich nicht Bescheid wußte, so sahe ich mich nach einem Wegweiser um. Ich erkundigte mich bey drey oder vier Vorübergehenden nach der W * * Straße. Zwey davon kannten sie nur dem Namen nach, und zwey andere beschrieben sie mir. Aber sie überluden mich mit so viel rechts, links, gradeaus u. s. w. daß ich am Ende gerade soviel wußte als vorher, und nur bitten mußte: mir die nächste Straße von denen zu zeigen, die ich zu paßiren hätte. Dies geschah denn; aber es hatte die Unbequemlichkeit, daß ich immer von neuem fragen mußte.

Endlich riß mich ein Soldat aus aller Verlegenheit. Er kam höflichst zu mir, als ich eine alte Frau nach der W * * Straße fragte, und erbot sich mich hinzubringen. In dem Augenblick

trat

trat noch ein zweyter herzu. „Der Herr kann den Weg nicht finden? O, ich will ihn hinbringen, ich weiß gut bescheid.„ — Du, siehst ja, sagte der andere, daß ich ihn schon hinbringe! — J nu, sagte jener, es wird dem Herrn auf ein kleines Trinkgeld nicht ankommen. Er sieht doch meinen guten Willen! Und dabey ging er immer neben mir her. Um seiner loszuwerden, gab ich ihm einen Groschen, und er sprang davon. Der erste brachte mich zur W** Straße, fragte die Wohnung meines ** aus, bat ich möchte ihm sonst noch etwas befehlen, er stehe gegen ein kleines Biergeld immer zu Dienste. Ob er meinen Rock auspochen, meine Stiefeln putzen, mich frisiren sollte? „Befehlen Sie nur, gnädiger Herr, befehlen Sie nur! ich bin flink und verstehe mich auf alles!„ — Kaum, daß ich den Kerl mit einem Stück Geld los werden konnte; seine Dienstfertigkeit wurde mir am Ende zur Last.

Sonst ist die Bereitwilligkeit dieser Leute für Fremde sehr bequem, und sie sind auch mit einer

mäßigen Erkenntlichkeit zufrieden. Nur ist ihnen nicht immer zu trauen, und auf die Stube darf man sie gar nicht kommen lassen, weil ihnen gewöhnlich dies und das anzustehen pflegt.

Unser * * hatte mich schon seit 2 Tagen erwartet, und alles zu meinem Empfang und hiesigen Aufenthalt eingerichtet. Er grüßt sie freundlich.

Vierzehnter Brief.

Berlin.

Mit den ersten Sonnenstrahlen war ich aus dem Bette. * * folgte mir bald nach. Wir warfen unsre Ueberröcke um, und gingen nach dem Thiergarten, um daselbst beym Hofjäger den Kaffee zu trinken. Ich wüßte Ihnen den Thiergarten nicht würdiger zu beschreiben als es N. im Sebaldus Nothanker gethan hat. Ein treflicher Spatziergang, lieber K., besonders des Morgens, wo einem die Mücken noch nicht beschwerlich fallen, welches bey Tage der Fall seyn soll.

Ich hätte nicht geglaubt, daß die Berliner so früh aufstehen könnten — wir fanden beym Hofjäger fast alle Lauben und Tische schon besetzt. Eine Koppel Musikanten war auch schon in voller Arbeit begriffen; ich hätte aber lieber die Nachtigallen gehört.

Wir befanden uns jetzt in einem kleinen artigen Garten, an welchen grüne Felder stießen. An dem einen Ende ist eine kleine Einsideley, von außen mit Baumrinden bedeckt und inwendig mit Muschelschalen ausgeschlagen. In demselben sahe ich zahllose Spuren von der menschlichen Sucht sich zu verewigen. In jeder Muschel ein Reim, und darunter der Name des Schreibers. Viele dieser Denksprüche waren nicht sehr züchtig und daher eine Warnungstafel vor der Einsideley, welche alles Anschreiben der Namen und Sentenzen verbat. Um das Häuschen finden sich Scherben von Urnen und Ueberbleibsel von Rasenbänken, die der erste Besitzer des Hauses angebracht hatte, um das Kostüme des einsidelns zu beobach-

ten. — Ein angenehmes Oertchen, das ich Zeit meines Hierseyns recht oft wiedersuchen werde.

Am Eingange der großen Allee, die nach Charlottenburg führt, stehen zwey riesenmäßige männliche Statuen, nackend und baar und von kräftigem starkem Gliederbau. Ihre übrigen Attribute sind nach Verhältniß ihrer Größe gebildet, und haben in den Augen der Künstler nichts unheiliges. Aber ein Mitglied der hiesigen Pietisten-Gemeinde fand sie so anstößig, daß er in Feuereifer gerieth, und die beyden Statuen zu Hämmlingen verstümmelte. Dies blieben sie bis zur Ankunft des Großfürsten, wo man sie sehr künstlich von neuem zu Männern machte, und der Schildwache bey 36mal Spitzruthen anbefahl sie vor neuen Stümmelungen zu schützen.

Wenn man den heiligen Thäter eher herausgebracht hätte, so dürfte die irrdische Belohnung vielleicht nicht so gut ausgefallen seyn, als die, welche er im Himmel für seinen Eifer zu erhalten hoffte. Denn man erfuhr es erst nach seinem

Tode, und zwar bey der Leichenrede, die ihm ein Bruder hielt, und worin dieser jene That als Beweis seiner unbegränzten Frömmigkeit anführte. Ein Profan, der dabey zugegen war, zeigte es an; aber es war zu spät; doch soll man dem Bruder Leichenredner die Restitutionskosten für beyde Statuen angefodert haben, weil er Hehler gewesen war.

Wenn man in das Brandenburger Thor hereinkömmt, gelangt man über ein freyes Viereck, das zwar mit schönen Häusern besetzt, aber menschenleer und still ist, unter die Linden. So heißt eine Straße, vielleicht die schönste in Berlin. Auf beyden Seiten derselben stehen doppelte Reihen von Linden, und das Mittel der Straße ist mit einem Geländer eingeschlossen. Die Häuser auf beyden Seiten sind prächtig, und fast alle vom König neu erbaut. Sie haben fast alle platte Dächer, sind aber nicht gleich groß, sondern steigen von Ein bis zu vier Stockwerken, und an jedem sind andre Verzierungen, die so

schön sind, daß man sie für Bildhauer-Arbeit hält, wenn man nicht weiß, daß alle Häuser von Backsteinen erbaut und mit Gips aufgeputzt werden.

Gegen Abend versammelt sich ein großer Theil der Einwohner unter den Linden, um zu promeniren. Bey Tage kommen wenig Leute hieher, weil die Linden nicht vor der Sonne schützen. Ueberhaupt gedeyhet dieser Baum hier nur zu einer gewissen Grösse, und stirbt nach und nach ab, wenn er diese erreicht hat. Man ist daher gezwungen von Zeit zu Zeit die stärksten Aeste auszuhauen, damit die kleinern Saft gewinnen und fortwachsen können. Desto schöner sind die Weiden, die ich auf dem sogenannten Weidendamm angetroffen habe. Ich zweifle ob man sie in ganz Europa grösser und schattiger findet.

Wenn man von den Linden nach der Neustädter Brücke zugeht, hat man zur rechten und linken trefliche Gebäude. Zur linken den Pallast des Prinzen Heinrich, zur rechten die Biblio-

thek, das Opernhaus, und hinter demselben die Rotonde oder die Katholische Kirche — vier Gebäude, die alle nach verschiedenem Geschmack erbauet sind. Die Bibliothek fällt von aussen gut ins Auge; aber dem Geschmack nach, in welchem sie erbauet ist, wird sie von Bauverständigen für das schlechteste Gebäude in Berlin gehalten: das Opernhaus aber für das schönste.

Wenn man über die Neustädter Brücke herüberkömmt, hat man zur rechten das Palais des Markgrafen von Schwedt, und zur Linken das Zeughaus. Leztres ist ein herrliches Gebäude, und sicher eins der schönsten, wo nicht das schönste unter den öffentlichen Gebäuden in Berlin, und dabey das festeste, weil es große Lasten zu tragen hat. Es besteht aus zwo Etagen, wovon die untere rustick, und die obere dorisch verziert ist. Es hat vier gleich große Flügel, und in jedem derselben drey Eingänge. Aussen an den Schlußsteinen der untern Etage sind Helme angebracht, die alle, einer von dem andern verschieden sind,

und die Erfindungsgabe des Künstlers bewunderns-würdig machen. Alle übrigen Verzierungen sind eben so mannigfaltig als passend.

Von hier gelangt man über eine hölzerne Brücke zum sogenannten Lustgarten, der auf der einen Seite vom Königlichen Schlosse und dem Dohm, und auf der andern Seite von der Spree umschlossen wird. In der Mitte ist ein Rasenplaz, der zu Sommerszeiten von Kindern, Kindermädchen und Ammen wimmelt. Auf der einen Seite an der Spree hin läuft eine einfache Allee, die einen ganz angenehmen Spatziergang abgiebt.

Das Königliche Schloß ist ein großes längliches Viereck, mit plattem Dache. Vom Lustgarten her fällt es nicht so schön in die Augen als von der andern Seite, die auf den Schloßplatz sieht; das macht, weil an jener verschiedene Baumeister nach ihrer eigenen Laune gebauet, und sie dadurch, ganz natürlich, verdorben haben. Das Hauptportal ist riesenmäßig, und kommt mir für das obwohl große Gebäude zu groß, im eigentli-

chen Verstande ungeheuer, vor. Aber der Architekt, der es angab, wollte einen Thurm darauf setzen, und dieser Umstand entschuldigt die Disproportion. Von aussen sieht dies schöne Gebäude schon etwas schwarz und räuchrig aus; aber man klagt, daß sich die Häuser in Berlin überhaupt bald schwärzen.

Die Domkirche ist ein Muster von simpler und doch erhabener Architektur. Vorzüglich schön nimmt sich das vorspringende Portal aus. Es ist mit Jonischen Säulen geziert, und hat drey Eingänge. Ueber demselben stehen auf einer Attike verschiedene passende Gruppen, und an dem Dache hin Vasen.

Ueberhaupt werde ich mit einer großen Ehrfurcht gegen die Berlinischen Architekten, ältrer und neuerer Zeit, Berlin verlassen. Sie bauen schön und —— Amts halben —— auch sehr wohlfeil; nur schade daß sie, wie es die Natur der Sache giebt, beyde Vorzüge auf Kosten der Dauerhaftigkeit erkaufen müssen.

Ueber den Schloßplatz gelangte ich zur langen Brücke, wo das bewunderte Werk Jakobis und Schlüters, Churfürst Friedrich Wilhelms des Großen Bildsäule zu Pferde, mir zur linken stand. Zeichner und Gießer haben sich um die Wette bestrebt, den Mann recht furchtbar groß darzustellen, und haben diesen Endzweck durch zusammengefesselte Menschen und durch den lebhaftesten Ausdruck der niedergetretenen Menschheit, die sich zu den Füßen des stolzen Rosses windet, zu erreichen gesucht. Ich möchte um alles in der Welt nicht der Große Wilhelm seyn, wenn ich zu diesem so äußerst mißlichen und vergeudeten historischen Attribut nur auf den zertretenen Nacken meiner Mitbrüder gelangen könnte. Man sagte mir: der Anblick dieses Werkes müsse einen jeden mit Gefühl der Grösse und Majestät erfüllen — aber ich fühlte gerade das Gegentheil. O, sagen Sie mir, lieber K. finden Sie in dieser meiner Empfindung Spuren von Hypochondrie oder Nervenschwäche? Oder ent-

stand sie aus dem Gefühl der gekränkten Würde der Menschheit? Ich vergaß über dem herzerschütternden Ausdruck des Gnadenflehens im Antlitz der Sklaven, den Großen, dessen Majestät sie dadurch erheben sollte, und bey mir verfehlten Zeichner und Gießer ihres Zwecks. Aber was vermag meine schwache Stimme gegen Millionen, die Größe und Majestät nach eben dem Maaßstabe bestimmen, wornach Schlüter sie zeichnete?

In Berlin kann man bald eine Meile gehen, ohne daß man es merkt; so abwechselnd sind die Gegenstände, die sich einem darbieten. Wenn ich diesen Nachmittag noch so eine Tour mache, wird mein Recept für den heutigen Tag verbraucht seyn. Leben Sie wohl, lieber K.

Funfzehnter Brief.

Berlin.

Wenn ein Fremder nichts weiter in Berlin sähe als die Leipziger Straße, den Schau-

platz, die Linden und den Gensdarmen-Markt, so würde er mit einer Ehrfurcht aus Berlin gehn, die dem Glanze der berühmtesten Städte in Europa in seinen Augen großen Schaden thun würde. Es scheint wirklich, als wenn man es drauf angelegt hätte, nur diejenigen Straßen und Plätze, wo ein Fremder zuerst hinkömmt, in einem recht glänzenden Lichte zu zeigen: denn in den übrigen findet man nur sparsam ein Haus, das in Absicht der Bauart und Verzierung den Pallästen auf den erwähnten Strassen und Plätzen entspräche. Und wird man vollends durch ein Ohngefähr in eine der Vorstädte verschlagen, so glaubt man in einer ganz mittelmäßigen Landstadt zu seyn.

Vielleicht war es ein wenig boshaft und unpatriotisch von unserm * * als er zu mir sagte: er wollte meiner Bewunderung ein niederschlagendes Pulver geben, und mich ein wenig mit dem abgelegenern Theile der Stadt bekannt machen. Wir giengen über die Königsstraße, welche

die lebhafteste in Berlin seyn soll, nach der Strahlauer Vorstadt. Freylich, lieber K. ein himmelweiter Unterschied. Hier sahe ich Hütten von Holz, einen Stock hoch, von halb nackten Menschen bewohnt; ganze lange Straßen, die zum Theil ungepflastert waren, und auf beiden Seiten, nur zuweilen vier bis fünf schlechte Häuser hatten, und lange Gärten, deren hölzerne Planken die Straßen bildeten. Wenn man das Elend großer Städte, wo die Lebensmittel theuer sind, sehen will, so gehe man hieher. Hier wohnen die arbeitsamen Unglücklichen, die dem Bewohner der Palläste in der Stadt das Brod verdienen, und ihn durch ihren Fleiß und auf Kosten ihrer Gesundheit in den Stand setzen seinen Aufwand zu bestreiten.

Man hat mir niederschlagende Beispiele erzählt, wie die armen Fabrikanten, die auf ihre eigne Hand arbeiten, gedrückt werden, und auf was für Wegen sich die Entreprenneurs der grössern Fabriken in den ausschliessenden Besitz dieser

Arbeiten zu setzen suchen. Wenn ein armer Fabrikant sein bischen Vermögen in Wolle, Seide u. s. w. gesteckt, und diese Artikel mit unermüdeten Fleiß verarbeitet, vielleicht schon Schulden auf den Gewinnst gemacht hat, den er aus seiner Arbeit zu ziehen hoffte, so ist niemand da, der ihm seine Waaren abnimmt. Bringt er sie zu Kaufleuten, so drücken sie ihn bis aufs Blut, oder kaufen sie gar nicht, weil sie vielleicht schon mit einem grössern Fabrikanten debitorisch verwandt sind, und befürchten müssen sich dessen Ungnade zuzuziehn. Bringt er sie zu einem Fabrikanten selbst, so müßte dieser seinen Vortheil zu wenig verstehen, wenn er die angebotene Waare nicht um 10 Procent wohlfeiler zu bekommen suchte, als er sie selbst aus seiner Fabrik liefern kann. Was soll nun der arme Fabrikant thun? Zu Hause wartet die hungrige Gattin, mit 3 bis 6 hungrigen Kindern auf ihn, die auf seine Ankunft vertröstet sind, und nur deshalb ihr lautes Wimmern nach Brod zurückhalten, weil der Vater bald kom-

men und Brod bringen soll. So ist er also genöthigt, seine Arbeiten zu verschleudern, so wenig man ihm auch dafür bieten möchte, um nur mit seiner Familie nicht Hunger zu sterben. Eben der Fall ist es, wenn er bey einem großen Fabrikanten arbeitet. Hat dieser die Fabrikmaterialien theuer eingekauft, so hält er sich an seine Arbeiter, um die Verkaufspreise nicht erhöhn zu dürfen: hat er wohlfeil eingekauft, so giebt er ihnen darum nicht mehr, erniedrigt auch den Verkaufspreiß nicht, weil er sich selbst der nächste ist. So ist also, und bleibt der fabrizirende Theil der ärmste und geplagteste, er mag es anlegen wie er will.

Der größte Theil der Einwohner in den Berliner Vorstädten besteht aus solchen Lastthieren der Menschheit; die übrigen nähren sich vom Gartenbau, halten sich auch wohl ein Paar Kühe, und schleppen auf diese Weise ein dürftiges Leben hin, sind aber doch glücklicher als jene, weil sie ihre Waaren auf öffentlichen Markte losschlagen können.

Um die Mühseligkeiten des irrdischen Lebens zu vergessen, beschäftigen sich die Bewohner der Vorstädte, besonders die erster Art, mit Aussichten auf himmlische Freuden. Sie singen und beten sehr viel, und werden am Ende Schwärmer. Wenn man sagt, daß es in Berlin von Pietisten, Separatisten und andern frommen Sekten wimmelt, so ist dies zunächst von den Vorstädten zu verstehen, wo jede Wollen- oder Seiden-Weberey eine Pflanzschule für den Pietismus ist.

Wer als Fremder hieherkömmt und sich nur auf den Promenaden, auf den schönen Plätzen und auf Pickenicks herumwirbelt, erfährt von allem dem nichts: aber er ist auch zu einem aufmerksamen Reisenden nicht gemacht, der um Wahrheit und Belehrung reist, und sich fest überzeugt hat, daß da wo viel Licht ist auch viel Schatten seyn muß.

Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß diese Bilder des Elends nur in Berlin zu Hause wä-

ren; man gehe in jede andre große Stadt, und man wird es da um kein Haar schlechter noch besser finden. Aber deshalb ists auch Pflicht, mit unbefangenen Blicke, Glanz und Elend gleich fest ins Gesicht zu sehen, und nicht das leztre mit dem erstern zu bemänteln.

Sechzehnter Brief.

Berlin.

Die neuen Häuser in Berlin ständen hundert Jahre länger, wenn die Bauenden nicht zu sehr dabey übereilet würden. Heute reitet der König durch eine Gasse; er sieht schlechte Häuser; giebt Befehl zum Anbau neuer —— morgen muß der Eigenthümer schon räumen, das Haus wird hinter ihm abgerissen, nach wenig Tagen der Grund gelegt, und in wenig Wochen steht das neue Haus schon bis unterm Dache fertig.

Der Architekt, der den Anschlag macht, muß alles aufs genaueste und sparsamste berechnen. Um

Bayerische Staatsbibliothek München

keinen Schaden zu haben, werden nun auch die Materialien so genau und sparsam geliefert als möglich. Thüren, Fenster, Fußboden, alles wird nur leicht hingemacht, und paßt gar nicht zu der schönen Aussenseite des Hauses. Die Steine, aus welchen die Mauern aufgeführt werden, sind wie an der Sonne gebacken und zerfallen dem Maurer unter den Händen. So bekömmt der Eigenthümer zwar ein neues Haus mit einer prächtigen Faßade, aber es steht schwerlich so lange als das alte würde gestanden haben.

Ein auffallendes Beyspiel von dieser nachtheiligen Bauart giebt einer der Thürme auf dem Gensdarmen Markte, der mitten unter dem Bau einstürzte und wieder abgetragen werden mußte.

Viele der Bürger sind mit dem Bauen unzufrieden; andre aber kaufen alte Häuser an sich, in der Hoffnung, der König werde sie ihnen neu aufbauen lassen, und sie haben diesen Punkt zuweilen richtig kalkulirt. Die erstern gaben ihr Mißvergnügen öffentlich zu erkennen, und belei-

digten den König so damit, daß er kein neues Haus mehr bauen wollte; aber leztre gaben ein Memorial ein, worin sie ihn baten, ihnen den Unsinn ihrer Mitbürger nicht zuzurechnen, und nicht der ganzen Bürgerschaft einiger mißvergnügten Glieder wegen seine Gnade zu entziehen. Der Bau ging also wieder fort.

Weil der König nichts so sehr wünschet als seine Residenz zu verschönern, und gern Geld dazu hergiebt, so sollten wohl auch Anstalten getroffen werden, daß die Straßen, die mit schönen Häusern besetzt sind, reinlicher gehalten würden. Wie ich höre, so giebt jeder Bürger jetzt schon etwas gewisses zu diesem Behuf: aber ich weiß nicht wie es kömmt, die Straßen sind unreinlicher als ich sie noch irgendwo gefunden habe. Bey dem geringsten Regen schwimmt alles. Um dieser Unbequemlichkeit auf immer abzuhelfen, sollten unterirrdische Kanäle gezogen, und die Spree, die ohnehin schon einen großen Theil der Stadt

berührt, durch alle Gassen geführt werden, wie es in Leipzig mit der Pleisse, und in Dresden mit der Kaizbach geschehen ist. Freylich sind drey Städte wie Leipzig und Dresden zusammen genommen, noch nicht so groß als das einzige Berlin, und die Kosten, die zur Anlegung und Unterhaltung der Kanäle erfordert würden, könnten leicht zu einer Million heranwachsen: aber sie würde doch nur gleichsam ein Vorschuß seyn, der nach und nach aus den Beyträgen der Bürger, die jetzt schon dazu kontribuiren müssen, wieder herauskommen würde.

Eine ähnliche Verbesserung könnte mit dem Dünger vorgenommen werden, der jetzt für den Landbau gänzlich verloren geht, und noch dazu mit soviel Unbequemlichkeit für die Fremden verknüpft ist. Ich rathe niemand sich Abends nach 10 Uhr an der Spree aufzuhalten. Diese ist die große Grube, in welche der Dünger von ganz Berlin um diese Zeit geschaft wird. Alte Weiber verrichten dies Geschäft, und stürzen ihren Vor-

rath von der nächsten Brücke herunter, mit einem Geräusche, worüber einem Hören und Sehen vergeht.

Seitdem ich Augenzeuge von dieser ekelhaften Operation gewesen bin, will mir das Essen in Berlin nicht mehr schmecken. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß unsre Köchin aus der Spree gekocht haben möchte.

Auf jeden Fall ist dieses noch schlimmer als wenn bey jedem Hause eine Grube erlaubt würde; es wäre bey weiten nicht so ekelhaft, und die Luft in Berlin bliebe gewiß gesünder, als bey der jetzigen Einrichtung, die noch ausserdem die Unbequemlichkeit hat, daß sie den Bürgern das Jahr hindurch immer ansehnliche Kosten verursacht, besonders wenn sie eine starke Familie haben; denn die alten Weiber verrichten ihr Amt nicht umsonst.

In Dresden sind, meines Wissens, zwey Monate im Jahre, der Merz im Frühling und im Herbst der October, festgesetzt, wo die Bauern kommen und den Dünger abholen. In drey oder

vier Tagen ist ganz Dresden auf ein halbes Jahr gereinigt, und weiß man dies einmal, so trägt man ja wohl einmal 3 oder 4 Tage diese Unbequemlichkeit. Aber in Berlin ist sie jeden Tag und zu jeder Jahrszeit unvermeidlich.

Siebenzehenter Brief.

Berlin.

Sehr lobenswerth sind die Einrichtungen, die man hier wegen des Bettelns getroffen hat. Jedem ist es bey 10 Thlr. Strafe untersagt, einem Bettler etwas zu geben, und letztere werden, wo man sie findet, aufgegriffen, und in ein Haus gebracht, wo sie arbeiten müssen. Zu diesem Behuf wird eine Anzahl von Bettelvögten gehalten, die, zwey und zwey, den ganzen Tag durch die Strassen von Berlin patrouilliren und alle Bettler anhalten. Auch auf den Promenaden verrichten sie ihr Amt. Sehr selten, und immer nur des Abends wird man angebettelt, wobey ich den eigenen Zug bemerkt habe, daß man hier nicht wie

anderwärts um 1 Pfennig, sondern um 1 Dreyer bettelt. Die Bedürfnisse der hiesigen Bettler sind also um 200 Procent grösser als in andern Städten.

Noch ein besonderer Vorwand zum Betteln, den ich hier oft gehört habe, ist dieser: Sie haben mich mit Kontrebande gekriegt, und habe schwere Strafe geben müssen! Sehn Sie, lieber K. so wie ein alter Kriegsmann auf sein hölzernes Bein bettelt, bettelt man hier auf Verbrechen oder Strafe. Indessen kann man daraus abnehmen, wie man hier in Absicht des Kontrebanden-Waaren-Verboths denkt. Dieser Vorwand muß doch oft das Mitleid des Gebers erweckt haben, sonst würde man ihn wohl nicht wiederholen.

Die hiesigen Armenanstalten gehn ins Große, und sind sehr gut eingerichtet. Jeder Bürger giebt vierteljährig einen freywilligen Beitrag; der von Predigern und Viertelsmeistern eingesammelt wird. Die Oberaufsicht des Ganzen führen die obersten Geistlichen von Berlin, die auch die Vertheilung

unter die Armen zu besorgen haben. Wer von seiner Armuth ein schriftliches Zeugniß einreicht, wird nach seiner grössern oder geringern Dürftigkeit unterstützt, mit Geld, Brod, und des Winters mit Holz. Freylich könnte man sich mit betteln und müßiggehen mehr verdienen; aber es ist doch besser, wenn Hände, die noch arbeiten können, arbeiten, und sie nicht beständig zum Verdruß des Vorübergehenden nach einer Gabe ausstrecken. In Berlin ist es wirklich verdienstlich, wenn man ein wenig hartherzig ist, und nicht durch übelangelegte Großmuth diese schöne Anstalten vereitelt: um so mehr, da ein guter Bettler sehr oft ein guter Dieb wird, wenn er sich einmal an Nichtsthun gewöhnt hat.

Eine honettere Art von Betteley geht unter den hiesigen Soldaten im Schwange. Wenn man durch ein Thor geht, so lassen sie den Schlagbaum in die Höhe, und ziehen das Gewehr an. Wer diese Salutation empfindet wie er soll, giebt für den Gruß einen kleinen thätigen Dank. An-

dere gehen in der Stadt umher und handeln. Wenn man nichts von ihren Waaren kaufen will, so bitten sie geradezu um eine kleine Gabe. Noch andre richten Hunde ab, lassen sie auf den Strassen tanzen, und fordern von den Zuschauern ein kleines Geschenk.

Ueberhaupt ist die Industrie dieser Leute sehr mannigfaltig. Weil ihr Sold in dieser theuren Garnison nicht zureicht, so speculiren sie auf Mittel und Wege sich Geld zu verschaffen. Die lustige und oft sehr feine Art, durch welche sie ihren Zweck zu erreichen suchen, verdiente eine eigene Beschreibung, und würde eine Menge lustiger Beyträge zum Vademecum liefern. Aber das Honorarium dafür zahlt mehrentheils der Korporal aus; denn es ist doch immer gestohlen, wenn man auch noch so fein eines andern Eigenthum zu dem seinigen macht, und wer den Verlust auf solche Art erlitten hat, lacht nicht so gern als der Zuschauer, der nichts dabey verliert.

Achtzehenter Brief.

Berlin.

Ich hatte mir heute vorgenommen ganz Berlin zu umgehen, aber ich kam kaum über die Hälfte. Berlin müßte beynahe noch einmal so volkreich seyn als es wirklich ist, wenn sein ganzer Umfang ausgebauet wäre. Aber man findet in den Ringmauern noch eine Menge unangebauter Plätze, Wiesen, Gärten und Kornfelder, die noch zu mancher prächtigen Strasse Plaz hergäben.

Es ist interessant in dieser Stadt alles beysammen zu finden, vom königlichen Pallast an bis zur Scheune des Ackermanns. Berlin ist Hauptstadt, Residenz, Manufactur- Handels- und Landstadt, Dorf und Meyerey — alles in Einer Ringmauer zusammen. Wer das Donnern der Karossen nicht mehr hören will, gehe in eine Vorstadt und höre das Rasseln der Wollen- Seiden- und Linnen-Weberstühle; ist er dieses Geräusches satt, o gehe er nach dem Weidendamm und labe sein Auge an dem frischen Grün einer Wiese; und will

er Saaten und Pflug sehen, so gehe er ausserhalb der Köpeniker Vorstadt und promenire zwischen den Kornfeldern.

Ich gestehe, daß mich diese Abwechslung ungemein vergnügt. Jedem der Zerstreuung sucht, wollte ich wohl rathen hieher zu kommen, er wird gewiß nicht unbefriediget von dannen gehen. Nur muß er sichs nicht beykommen lassen, dieses Vergnügen ausserhalb der Stadt zu suchen. So wie er zum Thore heraustritt, drängt sich Sand in seine Schuhe, der doppelt beschwerlich ist, wenn ihn die Sonne erhitzt hat. Es giebt einige recht angenehme Lustörter um Berlin: aber ehe man hinkömmt, ist schon ein guter Theil der guten Laune verflogen, weil der ewige Sand herzlich ermüdet. Wenn man fährt, so ist man freylich dieser Beschwerlichkeit zum Theil überhoben, aber kömmt zum Unglück ein rascher Wind und vereiniget sich mit den Pferden, um den Staub aufzuwühlen, so müßte man seinen Augen feind seyn, wenn man nicht augenblicklich nach der Stadt zurückkehrte.

Die Wege nach Charlottenburg, Schönhausen, Treptow und Strahlau sind noch die besten, weil sie durch Alleen vor der Sonne gedeckt, und durch die starke Passage festgetreten sind. Ich bin nach der Reihe an allen diesen Oertern gewesen, und habe sie sehr angenehm gefunden.

Neunzehnter Brief.

Berlin.

Ich habe Sie sehr lange mit dem Aeussern dieser Stadt unterhalten, lieber K., nun hören Sie auch etwas von ihrem Innern, und zunächst von ihren Bewohnern.

Diese sind gröstentheils in vielen Stücken ihren Häusern sehr ähnlich. Glanz von aussen und Mangel von innen: viel Gold auf dem Rocke, und wenig in der Börse. Manche Familie figurirt eine Zeitlang mit —— Wind; manche mit fremdem Gelde —— aber beyde Arten treiben es

nicht lange. Die erstere glänzt so lange, bis ein schadenfroher Wind den Vorhang einmal aufhebt, und den Theaterflitter in seiner ganzen Armseligkeit zeigt; und die andre ist nur so lange groß als es ihre Gläubiger wollen, und die geben meistens nur sehr kurze Fristen.

Man hätte Ursache, in einer Stadt, wo schon an sich alles in hohem Preise steht, recht wirthschaftlich zu seyn; aber in den wenigsten Häusern ist dies der Fall. Man ißt und trinkt gern gut, und kleidet sich gern gut.

Kommen Sie einmal des Sonntags auf eine der hiesigen Promenaden — ich will alles verloren haben, wenn Sie den Kaufmannsdiener vom Kammerherrn, den Schneider vom Hofrath, und den Friseur von seinen Kunden unterscheiden können. Dies gilt auch in einem noch höhern Grade von dem weiblichen Geschlechte. Wenn es einem nicht zuweilen gelingt die rauhe Hand der Köchin durch den seidnen Handschuh zu belauschen, und sie darnach zu rangiren, so wird es einem schwer,

sie von einer wohlhabenden Bürgerstochter zu unterscheiden; und höret man diese nicht sprechen, oder sieht sie handeln, so gebe ich nicht viel darum, daß man sie nicht, dem Anzuge nach, wenigstens für eine reiche Kaufmannsfrau hält. Aber mit der letztern hören alle Unterscheidungszeichen, sowohl innere als äussere, auf, und man tappt im Finstern. Sie haben eben die Erziehung und Lektüre, sprechen eben so gut Französisch, singen eben so gut, und kleiden sich eben so gut und geschmackvoll als noble Damen von der Baronesse bis zur Fürstin herauf. Oefters tragen sie die neuesten Moden noch eher als diese, weil ihre Männer Geld und prompte Correspondenten in Paris haben. Der einzige Unterschied wäre noch, daß die Damen von höhern Ständen die Schminke dicker und breiter auftragen. Kaufmanns-Frauen schminken sich nur natürlich.

Mit dieser Staatssucht sind unzertrennlich miteinander verbunden die Trödelbuden. Einem Fremden muß die Menge derselben gleich beym

Eintritte in die Stadt sehr auffallen; bey mir war es wenigstens der Fall. Um ihnen den widrigen Begriff zu nehmen, oder um Käufer anzulocken, sind sie fast alle in sehr neu-antiken, oder sehr modernen Geschmack erbauet, und die meisten werden von Säulen-Ordnungen getragen. Sie sind die Leitern, auf welchen die neuen Moden, von der Gräfin, immer nach und nach aus einer Hand in die andre, zu dem Dienstmädchen hinabsteigen; und es muß oft der Fall seyn, daß ein Trödler ein und eben das Kleidungsstück dreymal verkauft und dreymal wieder erkauft, bis es endlich dem Käufer von der niedrigsten Klasse zerrissen vom Leibe fällt.

Alle diese Trödelbuden sind mit männlichen und weiblichen Anzügen, mit vornehmem und geringem Hausgeräthe bis zum Eindrücken vollgepfropft, und wenn man sonst will, kann man sich in denselben vom Kopfe bis zu den Füßen so vornehm und so gering kleiden als man Lust hat. Es ist alles im Ueberfluß bey der Hand.

Aber wenn es damit genug wäre — man will auch gern so leben, als es der Stand dessen erfordert, dessen Kleider man trägt. Daher Bankerutte über Bankerutte, und Concurse über Concurse. Der Kriegsrath, der 1000 Thlr. Einkünfte hat, geht mit dem Schreiber der 100 Thlr. hat, zu Einem Thore hinaus, und in den Gefängnissen sitzen alle Stände in gleicher Verdammung unter einander.

Fühlt man daß man sich ruinirt hat, so sucht man alles hervor, um sich zu erhalten. Der Kaufmann giebt schlechte Waare statt guter; der Schneider fodert auf jedes Kleid eine Elle Tuch mehr; der Schuster verarbeitet verdorbnes Leder; der Weinschenke macht ungarische Weine, Bourgogner und Champagner; der Staatsbeamte greift die ihm anvertrauten Kassen an. — Kurz alle sind auf dem nächsten Wege nach dem Thore begriffen. Und will das alles nicht anschlagen, so setzt man in die Lotterie, und baut seine arme letzte Hoffnung auf ein Rad, das seiner Natur

nach nicht auf sich fußen läßt; und schlägt auch dieses fehl, so hat man die Wahl zwischen Gefängniß, Steckbrief, Strick und Pistol.

Die Lottosucht muß hier sehr stark eingerissen seyn, denn fast an jedem Krämerladen in der Stadt und in den Vorstädten findet man Einnahme-Zettel angeschlagen. Bis in die Kasernen kommen die Unterhändler der Lottocaßirer, und muntern durch lachende Aussichten auf Gewinnst selbst die armen Soldaten auf, die Hälfte ihres Soldes anzulegen. Diese trösten sich dann mit der Hoffnung auf Tausende, und hungern drey Tage.

Eben so häufig als die Lottocomtoirs sind die Tabagien. In manchen Strassen ist das dritte Haus, namentlich der Erdstock, eine Tabagie, wo sich die Bürger versammeln um zu kannegiessern. Diese Versammlungen haben sehr viel Aehnliches mit denen zu London. Sie sollten hören, wie man hier vom König und seinen Ministern spricht. Es kann in den Londoner Taverns kaum

eine so zügellose Sprache geführt werden, als hier, wo die Bewunderung der Thaten des großen Königs, als Krieger und als Vater des Vaterlandes, aus der ersten Quelle geschöpft werden sollte.

Es scheint mir fast, als wenn ein unterscheidender National-Charakter-Zug der Brandenburger wäre, nichts gut zu finden was ihr König thut, und ihn nicht zu lieben. Bey seinen vortreflichsten Einrichtungen zucken sie die Achseln, und verwerfen sie, wenn der Nutzen davon nicht sogleich in die Augen fällt. Alles ist unzufrieden, jeder will durch ihn ruinirt seyn. Wenn er sich öffentlich gezeigt hat, so ist die erste Frage: wie sah er aus? kränklich oder munter?

Das Militäre hat bey den Brandenburgern eben so wenig Liebe als der König selbst, und es wird öfters zum Vorwand der Unzufriedenheit mit letztern angegeben. Man trägt es weil man muß, sieht es aber in der Stille für ein Heuschreckenheer an, welches das Land verwüstet.

Zwanzigster Brief.

Berlin.

Der Flor der Wissenschaften und Künste geht hier mit dem Umtriebe der Manufakturen und Fabriken Hand in Hand, weil beyde vom Könige unmittelbar unterstützt werden. Freylich macht seine Prädilektion für französische Art und Kunst das Misvergnügen der vaterländischen Musen rege; aber es fällt in die Augen, daß mancher Strahl seiner Gunst auch sie berührt, sie müßten denn die ausgebreitete Denkens- Gewissens- und Preß-Freyheit für nichts rechnen. Ich meyne, daß diese allein schon den übrigen thätigen Belohnungen und Unterstützungen der Gelehrsamkeit die Wage hält, und im Grunde noch günstiger ist als jene. Es ist freylich nicht sehr ermunternd für einen Gelehrten der teutsch schreibt, daß sein teutscher Landesherr nur sehr selten oder gar kein teutsches Buch in die Hand nimmt, und es ihm dadurch unmöglich macht, zu seiner Notiz zu gelangen;

aber man sollte gerecht seyn, und nicht unmögliche Dinge fodern. Von seiner Jugend an ist er an Gallische Feinheit gewöhnt, und nimmt noch jetzt, in Stunden die ihm zur Erholung übrig bleiben, diese am liebsten zur Gesellschafterin. Dadurch ist sein Geschmack so abgeschliffen, oder, wenn man will, so überdelikat geworden, daß ihm selbst unsre Sprache rauh und harttönig vorkömmt. Und ferner: können wir mit gutem Gewissen, den gedruckten Beweis in der Hand, vor ihm treten, und ihm sagen: Du wirst hier Dinge lesen, die Du in deinen Lieblingen nicht gefunden hast? Ich glaube, daß der wüthendste Gegner der Gallomanie nicht Herz genug hätte, diesen Beweis zu führen. Es ist gewiß, daß unsre Nation in den sogenannten reellen Studien, in unermüdeter Arbeitsamkeit, in eisernem Fleis als die erste in Europa vorantritt; und diese Gerechtigkeit lassen uns unsre Nachbarn endlich wiederfahren: aber wie geschmacklos trägt sie sehr oft die Früchte ihrer durchwachten Nächte und ihrer Anstrengungen

vor! Je mehr Fleis auf die Materien gewendet wird, desto mehr wird der Vortrag derselben vernachläßigt; und viele sind sogar der Meynung: wenn nur die Sachen gut sind, ihr Kleid mag seyn wie es will. Aber es fällt in die Augen, daß diese Ausrede so unüberlegt, so leer von aller Erfahrung und Weltkenntnis ist, daß man sich mehr als verwundern sollte, wie ein Mann so etwas behaupten kann, wenn man nicht wüßte, wer diese Männer sind, und wie ihre Bildung von Jugend an, und ihre jetzige Lage, Stand und Beschäftigungen sind.

Bey den Franzosen haben die kleinen und die großen Männer, die Theologen und Romanschreiber, die Juristen und Schöngeister, die Mathematiker und Dichter einerley Maasstab, nach welchem sie ihre Sachen vortragen: alle rennen nach dem Ringe des bon ton; und daher kommt es, daß sich selbst eine französische Sudelei immer noch weit erträglicher lieset als eine teutsche; bey der

erstern beschmuzt man sich nur die Finger, aber bey der leztern sinkt man bis über die Knöchel in Morast. Wenn hunderttausende irgend etwas schön finden, so müßte man sehr unverschämt seyn, wenn man behaupten wollte, alle hunderttausende hätten nicht recht gesehen. Wenn das kleine Publikum der Kenner einem Buche den Stab bricht, und das große Publikum der Leser eben dies Buch begierig lieset, so traue ich dem leztern mehr als dem erstern, und lobe den Schriftsteller; denn er hat seinen Zweck erreicht, er hat irgend etwas im Ganzen seiner Manier das gefällt, wenn auch einzelne Theile fehlerhaft sind; und gefällt er, so hat er seine Absicht als Schriftsteller erreicht.

Dies ist der Fall mit den Franzosen. Wir werden unsre Sprache, und durch sie unsre Gelehrsamkeit und durch diese unsern Einfluß auf die Bildung ganzer Nationen nie in dem Grade verbreiten als es bey ihnen der Fall gewesen ist; so lange wir noch in dem Wahn stehn, ihre Manier sey windig, es sey eine Unziemlichkeit, von dem

teutschen Ernste lachenden Witz, leichte Sprache, Sentiments und kleine angenehme Verse voll glühender Phantasie und einschmeichlender Lebensphilosophie zu verlangen; so lange unsre schwerfälligen Gelehrten mit feistem Witze (man kann es wohl nicht einmal Witz nennen, aber ich weiß kein andres Wort) über unsre feinern Nachbarn lachen; so lange man es für verdienstlich hält ihre Schwächen herauszuklauben, fein dicht an einander zu reihen, und dann über die poßirliche Gesellschaft zu lachen: — so lange liest sie kein Friedrich, und so lange verdenke ichs ihm nicht, wenn er sie nicht lesen mag. Wenn man aufhört über gewisse Männer unter uns zu spotten und sie mit dem Spitznamen der Gallo-Germanen und Semi-Gallier auszuzeichnen, weil sie mit Wort und That auf die Seite der Franzosen treten, und ihre Schriften als Fundgruben des guten Geschmacks, des Welttons und der gemeinnützigen Lebensphilosophie anpreisen: so triumphire

der gute Genius unsrer Litteratur, denn die Stunde seiner Entfesselung ist da; aber bis dahin muß er unter dem unauflöslichen Siegel des Vorurtheils und des mißverstandenen National-Dünkels schmachten, der uns doch an den Franzosen so belachenswerth vorkömmt.

Eigentlich sollte uns des Königs Beyspiel lehrreich seyn. Wenn wir ihm, ohne ungerecht zu seyn, feinen Geschmack nicht absprechen können, so sollten wir uns beeifern so weit zu kommen, daß er auch in unsern Schriften Befriedigung fände. Aber wir nehmen den entgegen gesetzten Weg, und sprechen ihm, wo nicht den guten Geschmack, doch den guten Willen ab, unsre Verdienste anzuerkennen, und selbst einige unsrer besten Köpfe haben sich beeifert sein neuerliches Urtheil über unsere Litteratur von dieser gehäßigen Seite zu zeigen. Wir lächeln über die Allgenugsamkeit der Franzosen, und machen es um kein Haar besser als sie, wenn wir uns stellen als läge

uns nichts daran, ob der König uns lesen kann und mag, oder nicht.

Eben so ungerecht ist es, wenn wir über den Einfall spotten, in einer teutschen Stadt eine französische Akademie zu stiften. Ich glaube, gerade bey dieser Gelegenheit hat der König gezeigt, daß ihm ein verdienstvoller Teutscher eben so lieb ist als ein verdienstvoller Franzose; nur hat man die teutschen Namen vergessen die eine vorzügliche Zierde dieser Akademie waren und noch sind. Daß er selbst die Glieder dieses Instituts nicht für fehlerfrey hält, ist doch daraus ersichtig genug, daß er den Mann *) der ihnen Sprachfehler, gewiß nicht auf eine sehr sanfte Art, vorgeworfen und bewiesen hat, mündlich seiner Gnade versicherte und mit dem Professor-Titel beehrte.

Berlin hat in allen Fächern der Gelehrsamkeit Männer von entschiednen Verdiensten aufzuweisen, und darunter sind manche, die in ih-

*) de la Veaux.

rer Art einzig sind. Ich mag nicht gern Männer nennen und rühmen, die durch ihre Werke berühmt genug sind; wiederholen Sie sich selbst ihre Namen, und denken Sie sich das, was ich Ihnen von denselben hätte sagen können. Manche Leute mögen gern wissen, wie der oder jener Schriftsteller wohl aussehn möchte, ob er groß oder klein, wohlgenährt oder dürre, freundlich oder mürrisch ist. Diese Foderungen kann und will ich nicht erfüllen; denn es ist ausgemacht, daß man sich überall an den Schriftsteller, nicht an den Menschen halten muß, wenn nicht beyde in unsern Augen verlieren sollen; und es liegt dem vernünftigen Manne wenig daran, ob der große Geist, der die Bewunderung der Nation auf sich zieht, an einen häßlichen oder an einen schönen Körper gefesselt ist.

Berlin hat Schriftsteller und Schriftstellerchen, wie jede andere große Stadt, und letztre machen hier, wie überall, mehr Geräusch als erstere, obgleich ihre Anzahl geringer ist. Der

hiesige Buchhandel ist im Flor und bringt gute und schlechte Waare zu Markte. Unter den Buchhändlern sind einige einsichtsvolle Männer, und die übrigen sind nicht schlechter und nicht besser als ihresgleichen in jeder andern Stadt.

Ein und zwanzigster Brief.

Berlin.

Es war einmal eine Zeit, wo man die anderthalbhunderttausend Einwohner von Berlin für eben soviel Freygeister hielt, aber nach und nach hat sich dieses Vorurtheil gelegt, und dem entgegengesetzten Platz gemacht. Man hält sie jetzt für eben soviel Pietisten.

Beydes ist übertrieben; aber gewiß ist es, daß es der guten orthodoxen Christen hier mehr giebt, als der schlechten Heterodoxen. Leztre wohnen an den lebhaftern Plätzen und in den prächtigern Strassen der Stadt; erstere in der stillen Friedrichsstadt und in den Vorstädten. Beyde Theile

gehen gern in die Kirche, nur nicht mit gleichen Absichten und gleicher Andacht.

Die bösen Christen besuchen S**. Z**. K**. und letzteren vor allen andern. Er hat eine schöne männliche Figur, ein frisches rundes Gesicht, eine feurige Deklamation und einen etwas poetischen Styl, der, mit dem Anblick seiner Figur verbunden, besonders auf die Herzen seiner weiblichen Zuhörer großen Eindruck macht. Vor einiger Zeit war es guter Ton diesen Prediger zu hören, und seine Zuhörerschaft schien ein buntes Auditorium von Herren und Damen, die hieher kamen um sich zu divertiren; aber seitdem er geheurathet hat, ist seine Kirche nicht mehr so voll, und die Damen lassen sich schon bitten, eine Predigt bey ihm zu hören.

Wenn Spalding predigt, ist die Kirche nicht minder gedrückt voll; aber man geht nicht dahin, weil es Mode ist, sondern weil man eine Predigt hören will. Der väterliche, wohlmeinende und herzliche Ton, der Spaldings

Schriften auszeichnet, macht auch seine mündlichen Vorträge so anziehend, daß man immer befürchtet, er möchte zu früh aufhören.

Teller hat wenig Zuhörer, und es ist den Berlinern nicht zu verzeihen, daß sie ihn den leeren Bänken predigen lassen, blos darum weil er die sächsische Aussprache und eine etwas gellende Stimme hat.

Mit Silberschlag geht eine andre Klasse von Predigern und Zuhörern an. Man kömmt zu ihm, um sich zu erbauen, und im eigentlichsten Verstande Reue und Leid über seine Sünden und über die Gottlosigkeit der Leute am Schloßplatze zu tragen. Wer eigentliche, sehr nahe an katholische Devotion gränzende Andacht sehen will, der komme hieher, und mustre dies Auditorium und diesen Lehrer.

Seine Predigten sind für einen aufgeklärten Kopf gänzlich unschmackhaft, und werden es so lange bleiben, bis er von dem Wahne zurückkömmt, daß man mehr die Einbildungskraft seiner Zuhö-

rer, als ihren Verstand beschäftigen müsse. Letztrer ist ihm entweder verdächtig, oder es muß leichter seyn, die ohnehin schon kranke Phantasie seiner Zuhörer mit einigen Tiraden von Gnade, Blut und Leiden aufzuregen, als ihren Geist auf eine halbe Stunde zu unterhalten.

Zwey und zwanzigster Brief.

Berlin.

Der Ton der hiesigen Gesellschaften ist aufgeweckt und munter. Hier sind in dem Paradezimmer die Damen nicht von den Herren getrennt, und letztere setzen sich auch nicht, den Degen an der Seite und Chapeaubas unterm Arm zum Spiele nieder, wie ichs wohl in Frankfurt am Mayn, in Hamburg und in andern Reichsstädten gesehen habe. Mit dem ersten Besuch ist man hier introducirt, und nun kann man kommen und gehen wenn man will.

Bey Tische bestrebt sich alles den Scherz und

die Freude zu unterhalten, entweder mit Gespräch, oder mit gesellschaftlichen Spielen. Aber das hat auch die Unbequemlichkeit, daß Alles sprechen nnd Niemand hören will. Man thut freylich als wenn man zuhörte, denkt aber an etwas anders, und thut zuweilen Fragen, die es deutlich beweisen, daß man weder Anfang noch Ende der erzählten Geschichte gehört hat. Dadurch stockt zuweilen die Konversation, aber sie wird immer sehr bald wieder angeknüpft. Jeder Cirkel hat gewöhnlich einen kleinen Lustigmacher in seinem Mittel, über dessen Einfälle man zuweilen aus blosser Convention lacht. Mehrentheils hat sich dieser den Beyfall durch eine geläufige Zunge und durch die Gabe, gehörigen Orts seine Zweydeutigkeiten an den Mann zu bringen, in der Gesellschaft erworben. Das letztre Talent scheint hier vorzüglich dem witzigen Kopfe den Stempel aufzudrücken, die Exekution mag zuweilen auch noch so grob angelegt seyn. — Die Damen haben ja ihre Serviettten, die, bey sol-

chen Fällen vor die Augen genommen, ihr Lächeln sehr gut verbergen.

Eifersucht scheint hier nicht sehr Mode zu seyn. Die Frau sucht sich was ihr gefällt, und der Mann folgt ihrem Beyspiele. So begegnen sich oft Mann und Frau bey Lustparthien, jedes mit seiner Gesellschaft am Arm, in den dunklern Gängen des Thiergartens, nicken sich freundlich an, und halten sich nicht mit hin- und herfragen auf, sondern schlagen eine andere Allee ein. Der Mann führt seine Frau auf Picknicks, wo ihr Liebhaber nicht fehlt, und sie geht gern mit, wenn sie auch weiß, daß sie ihren Mann einer Nebenbulerin in die Arme führt. So wascht eine Hand fein die andre, und kein Theil ist geniert.

Die Pickenicks machen hier einen eignen Zweig des Zeitvertreibs aus. Einer macht den Entreprenneur und wirbt zum Pickenick. Hat er eine bestimmte Anzahl von Theilnehmern beysammen, so wird in einem öffentlichen Hause alles

zu

zu ihrem Empfange veranstaltet. Man ißt, tanzt und spielt, und bezahlt am Ende die Couverts für sich und seine Dame. Solche Pickenicks werden vom Profeßionisten bis zum Minister angestellt, und haben mehrentheils ihre bestimmten Preise, von 6 Gr. an bis zum Louisd'or hinauf. Nun wählt ein jeder was seine Börse vermag. Daß dabey aber der Schneider nicht Schneider, und der Sekretair nicht Sekretair bleibt, können Sie leicht denken. Jeder steigt auf Kosten seiner Börse ein Paar Stufen höher, und der Ladendiener, der den ganzen Tag mit Waaren-Paketen umhergelaufen ist, würde sich in der Seele schämen, wenn er des Abends, selbst bey dem besten Wetter, zu Fuße auf ein Pickenick gehen sollte. Er nimmt eine Kutsche und fährt.

Eine zweyte Art des Zeitvertreibs sind die Promenaden, namentlich der Gräfl. Neußische Garten, unter den Linden, und der Thiergarten. Alle diese findet man zu gewissen Zeiten mit Spatziergängern von allerley Art besetzt,

die sich soviel möglich in ihrem größten Glanze zeigen.

Das Schauspiel ist ein drittes Divertissement, aber es wird nicht so häufig besucht als man es auswärts denkt. Das Schauspielhaus ist nur eine kleine Bude für eine solche Stadt, und wird doch, bey seinem geringen Umfange, sehr selten voll. Dies scheint nicht sowohl in einer Gleichgültigkeit gegen das Theater zu liegen: sondern weil auch in diesem Punkte jeder über sich selbst hinaus will. Ich wollte gestern meinem Friseur für seine Pünktlichkeit eine kleine Freude machen und gab ihm 4 Gr. mit dem Beysatz: es würde heute ein recht lustiges Stück aufgeführt, das sollt' er sehen! Er zuckte die Achseln, sah meine 4 Gr. an und sagte endlich: ja, da muß ich doch noch 4 Gr. zulegen, wenn ich hineingehn will, es schickt sich doch für Unsereinen (mit einem bedeutenden Accent) nicht, daß man auf den Viergroschenplatz geht. Ich mußte also noch 4 Gr. zulegen.

So steigt und übersteigt sich alles hier, und

viele der Einwohner müssen manche Freude entbehren, weil sie nicht Geld genug haben, standesmäßig daran theil zu nehmen.

Aus diesem Grunde haben in Berlin die Juden ihr Himmelreich. Sie sind die großen Negotianten, die das Geld zu den Pickenicks, Spazierfahrten und Schauspielen herbeyschaffen. Je drückender das Bedürfniß des jungen oder alten Wollüstlings ist, desto schwerer wirds dem armen geplagten Israeliten, Geld zu schaffen, und desto höher steigt das Interesse. Aber ihr Gewinn hält auch nicht Stich, weil sie sich von der Verschwendungssucht ihrer Schuldner anstecken lassen, und weil es ihren Weibern und Töchtern zuweilen einfällt, einen gedrechselten frischen Fähndrich hübscher zu finden, als ihre Glaubensgenossen. Daher sind bey ihnen die Concurse so häufig als bey den Christen, und das Geld bleibt hübsch im Umlaufe.

Drey und zwanzigster Brief.

Berlin.

Der Anblick der jungen Einwohner beyderley Geschlechtes ist nicht erheiternd. Die Mannsleute sind im Durchschnitte lang, dürr, blaß und wie abgezehrt; die Frauenzimmer sind schwächlich, und haben größtentheils einen gelblichblassen Teint. Ein voller Busen ist in den höhern Ständen ein sehr seltnes Phänomen, so wie bey den Mannspersonen eine volle Wade. Ein geläufiger Mund und ein feuriges Auge ersetzen diese Mängel zum Theil, überwiegen sie aber bey weitem nicht.

Die Mannspersonen haben hier von sehr frühen Jahren an ein freyes Feld zu allen Debauschen, und die Frauenzimmer kokettiren mit ihren Gaben, ehe noch die Natur ihre milde Hand gegen sie aufgethan hat. Kunst und Zwang drängen und verdrängen endlich die Natur, und sie zieht sonach ihre Hand von dem gezeitigten Werke ab, und es bleibt auf immer flattrig, ohne Kraft, Kern und Fülle, und stützt sich nur auf die strenge

Kunst, da es ihm an innerer Kraft fehlt sich selbst zu erhalten.

Gewöhnlich verschwinden hier mit dem ersten Wochenbette alle Reize, und selbst die Kunst vermag nicht mehr ihre Trümmer zusammen zu halten. Die Wöchnerin ist zwar Mutter, aber ohne ihre Pflichten erfüllen zu können. Das Kind bekömmt eine Amme, und trinkt nur zu oft mit der ersten Milch schon den Gift des Verderbens hinter, der hier schrecklicher wüthet, als vielleicht in irgend einer andern Stadt in der Welt. So hat man mir zuweilen in Gesellschaften Damen und Männer vom Stande gezeigt, die in der zartesten Kindheit schon in den Händen der Chirurgen gewesen waren, und jezt noch die Merkmale von den Ausschweifungen ihrer Ammen an sich trugen.

Es ist grausend, lieber K! — Aber Sie sind ja selbst hier gewesen. Sie haben ja die hiesige Charité gesehen. Man steht auswärts in dem

Wahn, als wenn hier von Seiten der Polizey kräftige Verfügungen wider die Ausbreitung dieser Epidemie (hier scheint das Uebel wirklich epidemisch zu seyn) getroffen wären, aber man irrt; sie sind fruchtlos, und werden es wahrscheinlich auf immer bleiben, weil es eine Pest ist die im Finstern schleichet, und nur immer erst, wenn sie den höchsten Grad der Bösartigkeit erreicht hat, sichtbar wird.

Voltaire sagt irgendwo: ein Regent könnte die Armee seines Feindes nicht besser und gewisser aufreiben, als wenn er ein Corps Mädchen aus den lüderlichen Häusern der Hauptstadt errichtete, und in das feindliche Lager detaschirte, um durch sie die Präliminar-Friedens-Artikel stipuliren zu lassen. Wahrscheinlich hat er dieses während seines Aufenthalts in Berlin geschrieben.

Vier und zwanzigster Brief.

Berlin.

Mir sind die vierzehn Tage meines hiesigen Aufenthalts ich weiß nicht wie schnell verlauffen. Aber ich halte es meiner Gesundheit nachtheilig, länger hier zu bleiben. Unser Freund, Doctor S* sagte mir, daß hier sehr viel Leute an der Lungensucht stürben, und gab den Staub ausserhalb und innerhalb der Stadt zum Grunde an, und es kömmt mir selbst vor, als wenn ichs seit ein Paar Tagen auf der Brust hätte, und nicht recht frey athmen könnte. Ich weiß nicht wie man zuweilen in Absicht seiner Gesundheit so fahrlässig seyn kann; ich wäre schwerlich auf den Staub gefallen, wenn mir nicht S. diesen Wink gegeben hätte. Und wahr ists: wer seine Lunge lieb hat, gehe nicht des Abends unter den Linden spatzieren, wenn ein trockner Tag gewesen ist. In weniger als einer halben Stunde schwebt eine Staubwolke, die von den Auf- und Abgehenden

aufgeregt wird, über die ganze Promenade hin, und das muß ungesund seyn. Ich begreife nur nicht, wie ich zuweilen ganze zwey Stunden in dem Staube habe zubringen können; aber * * hätte mich auch davor warnen sollen.

Ich bin nach Berlin gekommen, um Einem Uebel zu entlaufen, und athme da Stoff zu einem andern ein, während das erste noch tiefe Wurzeln hat. Und wußten Sie denn nichts davon, l. K.? konnten Sie mich nicht vor dieser staubigten Stadt warnen? Da Sie doch selbst hier gewesen sind, konnte Ihnen ja dieses Uebel nicht fremde seyn. Sie haben sich von jeher für meine Gesundheit so lebhaft intereßirt, daß ich unmöglich glauben kann, daß Sie flatterhaft mit meiner Heilung zu Werke giengen. Aber mir auch nicht den kleinsten Fingerzeug zu geben — wahrhaftig K. ich weiß nicht, was ich zu dieser Fahrläßigkeit denken soll.

Aber es ist beschlossen. Ich gehe Morgen mit Tagesanbruch fort, und ich wollte, daß ich die

Sandwüsten der Mark schon 10 Meilen hinter mir hätte. Ich sehe gar nicht ein, wie ich von hier wegkommen soll, ohne meine Schwerbrüstigkeit zu vermehren. Ich stecke mitten im Sande, und habe drey Tagreisen ehe ich auf festen Boden komme. Aber ich werde mir eine Kutsche miethen, die ich dicht und fest zuziehen und nicht eher öffnen will, bis ich an Ort und Stelle bin. In derselben will ich essen, trinken und schlafen.

Freylich werde ich da nicht die heilsame Motion haben, als wenn ich ginge; aber ich will schon dahin sehen, daß die Kutsche schlecht hängt, und da will ich mich eine Stunde um die andre herzhaft schaukeln und stoßen lassen. Sie sehen selbst, lieber K. daß ich keinen andern Weg wählen kann; denn wenn ich gehen wollte, so würde mich die Sonne erhitzen, meine Lunge erweiterte sich, es käme ein Wind oder ein Wagen und wühlte den Sand auf, er zöge durch die Luftröhren in die Lunge und bis in die innersten Falten ihrer Flügel hinein, und ich wäre verloren.

Gesetzt auch, die Reise von hier bis nach Dresden käme mir 5 Louisd'or — lieber das leidige Geld, als meine Gesundheit eingebüßt. Und an der Lungensucht kann man noch eher sterben, als an der Hypochondrie, das ist in der Erfahrung gegründet. Nicht wahr lieber K.?

Fünf und zwanzigster Brief.

Dresden.

Nun habe ich's überstanden, mein Lieber! Nach einer viertägigen Reise, die so manche Unbequemlichkeit für mich hatte, bin ich wieder auf festem Boden, und denke ihn nicht sobald zu verlassen. Ich habe die Sandwüsten der Mark und der Nieder-Lausitz zurückgelegt, wie ich Ihnen sagte, in einer Kutsche die rundum zugemacht war. Das hat mich zwar manchen Schweißtropfen gekostet, denn die Sonne setzte meiner schwebenden Hütte hart zu; aber ich hatte doch die Beruhigung, die Staubwolken vorbey fliegen zu sehen, ohne von ihnen berührt zu werden.

Der Weg von Berlin bis Dresden hat nichts Reizendes, und wäre für mich höchst beschwerlich gewesen, wenn ich ihn zu Fuße hätte machen sollen. Ewiger Sand, und ewiges Tannengehölz! Das Ackerland dürre, das Getraide klein und dünn, und auf dem ganzen Wege trift man kaum vier oder fünf grüne Wiesen an, woran sich das erhitzte Auge laben könnte. Die Dörfer schlecht, und die Städte unbedeutend. Sand und Heide verfolgten mich bis vor die Thore von Dresden.

Die Gegenden werden erst etwa eine Stunde vor Dresden interessant. Mein leztes Nachtlager war Großenhayn, eine artige kleine Stadt, die für ihre Größe lebhaft genug ist, und besonders am Markte einige Häuser hat, deren sich eine grössere Stadt nicht schämen dürfte. Seit dem grossen Brande, der im Jahr 1744. dies Städtchen traf, hat es ungemein gewonnen, an Häusern sowohl als an Einwohnern. Man wird nicht leicht in einem so kleinem Umfange, eine solche

Mannigfaltigkeit von Manufacturen und Handwerken beysammen finden, als hier. Die hiesige Zitz- und Cattun-Fabrik gehört mit zu den wichtigsten in Sachsen, und die Wollfärbereyen sind berühmt.

An der hiesigen Lateinischen Schule war der berühmte Mikrolog und Lexicograph, M. Benjamin Hederich, Rektor, der seit 1749 tod ist, aber auf allen Gymnasien, wo Elaborationen gemacht und Antiquitäten studirt werden, in seinen Büchern noch lebt, und so lange leben wird, als es Kloster- und Fürstenschulen nach altem Schnitte in Teutschland geben wird.

Nicht weit hinter Hayn (wie es auf schlechtweg genannt wird) geht eine lange Tannen-Heide an, die bis eine halbe Stunde vor Dresden dauert. Zur Nachtzeit hätte ich sie nicht ohne Todesfurcht paßiren können, denn es fallen fast alle Jahre Plünderungen und auch wohl Todschläge vor, und vor 14 Tagen noch ist ein Friseur, der durch seine Schnallen und Uhr die Hab-

sucht eines Räubers erregte, eine Viertelstunde von Dresden erschlagen worden; auch ist es noch nicht lange, daß der Küchenwagen des Churfürsten selbst bestohlen wurde. Dieses erzählte man mir in Großenhayn, und ich hatt' es immer auf der Zunge: ob es nicht einen andern Weg nach Dresden gäbe, als durch diese Heide? Aber ich nahm meinen ganzen Muth zusammen, schwieg und fuhr.

Ohngefähr eine Stunde vor Dresden befand ich mich auf einmal in einer lichten Gegend auf einer Anhöhe, von welcher ich die Stadt übersehen konnte. Rechts zog sich ein grüner Bergrücken hin, der nahe bey der Stadt nach Mittag zu sich einbog, und im Morgen um sie strich, bis er sich in Nordosten in einen dunkeln Nebel verlor. Links zog sich ein ähnlicher Bergrücken hin, der strichweise mit Bäumen und grünenden Weingärten bedeckt war, in welchen auf den höchsten Gipfeln kleine hellangestrichene Lusthäuschen standen, die gegen das schwarze Grün sehr angenehm kontrastirten.

Ich genoß dieser schönen Aussicht nicht lange, denn der Weg gieng wieder bergab, und vergrub mich in einem dichten Tannenwalde, bis ich nach einer halbstündigen Fahrt in eine Ebene gelangte, wo ich die Stadt so ziemlich in ihrer ganzen Grösse übersehen konnte.

Sie giebt eben keinen glänzenden Anblick in der Ferne, weil es ihr an Thürmen fehlt. Bis jetzt sind ihrer nur drey, unter welchen sich der gewölbte aber für seinen Umfang zu niedrige Frauenthurm wie die Henne unter den Hühnchen ausnahm.

Nicht weit von dem weißen Thore, wo ich einpaßirte, eröfnete sich hinter mir ein Thal, das auf beyden Seiten von Bergrücken eingeschlossen ist. Mitten durch dasselbe strömt die Elbe in einigen Krümmungen hin, bis man sie endlich, da wo sie sich links zieht, aus den Augen verliert. Zu meiner rechten lag am jenseitigen Ufer des Flusses eine angenehme Wiese, die mit respektabeln alten Bäumen alleenweise besetzt war.

Reisende beschweren sich gewöhnlich über das genaue Examen in den Thoren der preußischen Städte; aber hier ist es um kein Haar besser. Ich mußte Namen, Ort wo ich her kam, und die Dauer meines Aufenthalts sagen, und noch dazu einen Zettel (was im Preußischen nicht der Fall ist) nehmen, auf welchem der Gasthof benannt war, wo ich zu logiren gedachte.

Die Festungswerke auf dieser Seite der Stadt sind ziemlich in Verfall. Der Hauptwall war stückweise herabgeschossen, und die kleinern Wälle, wie es schien, von Sturm und Wasser zerrissen. Vielleicht wäre es besser, wenn man die Befestigungen ganz eingehen ließe, weil sie doch bey einer Residenz fast unnütz sind, und der Stadt nur Schaden bringen, wie das Bombardement vom Jahr 1761 beweißt. Für das Archiv, und andere wichtige Effekten, die man verwahren will, hat man ja den unersteiglichen Königsstein. Ueberhaupt; glaube ich, ist die ganze Lage von Dresden für eine Festung nicht gemacht. Lie-

der den Feind hereingelassen und Brandschatzung bezahlt! Berlin hat durch die wiederholten feindlichen Besuche im siebenjährigen Kriege nicht so viel gelitten, als Dresden durch das Bombardement, welches seine Vorstädte und einen Theil der Stadt selbst einäscherte, so daß der Verlust an schönen Häusern bis diese Stunde noch nicht ersetzt ist, und auch in den nächsten zehn Jahren noch nicht ganz ersetzt werden dürfte.

Wenn man zum weißen Thore hereinkömmt, hat man rechter Hand das Japanische Palais, welches jetzt zur Aufbewahrung der unschätzbaren Churfürstlichen Bibliothek eingerichtet wird. Es fällt nicht gut ins Auge; vielleicht weil es gegen seine Länge und Breite nicht hoch genug ist; denn es hat nur zwey Etagen und ein Halbgeschoß und ein niedriges mit Kupfer gedecktes Dach. Im Kellergeschoß werden allerley chinesische, japanische und auch meißnische Porcellain-Geschirre und Figuren aufbewahrt. Der dar- anstoßende Garten soll artig seyn; ich werde ihn nächstens besuchen.

Von der schönen Brücke kann ich Ihnen noch weiter nichts sagen, als daß ich drüber gefahren bin. Aber die Aussicht derselben auf beyden Seiten ist entzückend.

Dresden hat eine eigene Bequemlichkeit für Fremde, die sich länger als einige Tage daselbst aufhalten wollen. Sie besteht darin, daß man nicht nöthig hat in einem Gasthofe zu logieren. Man findet zu jeder Stunde Logis bey Bürgern offen, wo man die ganze Zeit seines Hierseyns für ein billiges wohnen kann. Mein Kutscher, der hier Bescheid wußte, hat mir solch ein Logis bey einem ehrlichen Goldschmidte verschaft. Ich gebe ihm für Stube, Bett und Aufwartung wöchentlich einen Gulden, habe mich auch bey ihm zu Koffee und Tisch verdungen, und habe alles für einem Preis, der zu Hause bey einer eingerichteten eigenen Oekonomie nicht billiger seyn könnte. Und wenn funfzig Fremde kämen, würden sie in wenig Stunden auf diese Art untergebracht werden können.

Diese bequeme Einrichtung schreibt sich ursprünglich von den Landtagen her, die hier alle sechs Jahre gehalten werden. Die Landstände quartieren sich auf diese Art sämtlich bey den Bürgern ein, und leben sehr ökonomisch.

Ich will jedem Fremden rathen, meinem Beyspiele zu folgen, und auch Ihnen, lieber K. wenn sie einmal in den Fall kommen sollten, daß Sie von der schwarzen Furie von Dan bis Berseba auf und ab gejagt würden.

Sechs und zwanzigster Brief.

Dresden.

Die Dresdener Bauart macht mit der Berliner einen auffallenden Kontrast. Diese scheint auf Jahrhunderte und jene auf Jahrtausende kalkulirt zu seyn. Im Durchschnitt genommen sind die hiesigen Häuser sämtlich nur ein Geschoß höher als die Berliner. Sie fallen von Aussen nicht so glänzend ins Auge, sind aber von Innen desto solider.

Ihre Verzierungen sind größtentheils nur mit Mahlerey angegeben, aber ihre Mauern sind von unverwüstlichem Pirnischem Sandsteine von Grund aus aufgeführt, und die Treppen sind in den meisten Häusern von demselben Steine fest und mächtig gewölbt.

Die breiten langen und regelmäßigen Berlinischen Strassen muß man hier nicht suchen. Alle, die ich noch gesehn habe, sind kurz und gebogen, und die kleinen Queergassen so enge, daß nur zwey Menschen neben einander gehen können. Die Schloßgasse könnte allenfalls mit der Königsstrasse in Berlin verglichen werden; sie ist eben so lebhaft, und mit dauerhaftern Gebäuden besetzt als jene, aber bey weitem nicht so lang, ob sie gleich von dem einen Ende der Stadt Altdresden bis zum andern läuft. Ein großer Vorzug der Dresdener Straßen vor den Berlinischen ist ihre Reinlichkeit, die durch Kanäle, welche die Kaizbach durch die ganze Stadt führen, bewirkt wird. Ein achttägiger Regen kann hier

nicht so viel Koth verursachen, als dort ein achtstündiger, und das bleibt für eine Stadt doch immer eine große Vollkommenheit, weil die wenigsten Leute Geld genug haben, sich fahren oder tragen zu lassen. Will man nun vollends der Hypochondrie entlaufen, so lernt man diese Bequemlichkeit in ihrer ganzen Grösse erst recht schätzen.

Das Residenzschloß ist ein altes winkliches Gebäude, das nicht die geringste architektonische Merkwürdigkeit hat, und sich auf der Strasse und auf seinen Höfen gleichschlecht ausnimmt. Aber die Zimmer und Meublen sind königlich, und überall wird es sichtbar, daß sie einsmals einen prachtliebenden August zum Bewohner hatten. Die katholische Kirche ist das erste Gebäude, was ich in seiner Art gesehn habe, und vielleicht je sehen werde. Ihr Grundriß ist ein längliches Viereck, an dessen einem schmalen Ende das Hauptportal nebst dem Thurme sich befindet. Rundherum auf der hohen Ringmauer stehen riesenmäßige Statuen von Heiligen, die das flache küpferne Dach

der Kirche verstecken, in der Ferne aber einen zu schnörkelhaften Anblick geben. Das Innere dieses Tempels ist so prächtig als das Aeussere; aber ich werde mich wol hüten Ihnen alle die Schönheiten herzuzählen, die ich, ohne Kenner zu seyn, bemerkt habe. Es geht der Architektur, wie der Mahlerey — man muß mit eignen Augen sehen, jede Beschreibung wird ekelhaft.

Gleich auf die katholische Kirche stößt die Brücke. Ich trat hinauf und labte mich an der reizenden Aussicht von da herunter. Alle Leute, die mir begegneten, sahen mich an, und sahen mir nach. Anfangs bemerkte ich dies gar nicht, bis mir endlich eine Stimme, die einem langen Kerl mit einer Bärenmütze und einem schwarzen Barte angehörte, donnernd zurief: will er herunter da! Ich stutzte und sah ihn an. Unterdessen kam ein altes Mütterchen herzu und sagte: Sie müssen auf jener Seite gehn, sonst haben Sie Ungelegenheit! Ich gieng also auf die andre Seite, und nahm einen jungen Menschen, der

hinter mir gieng, her, und fragte nach der Ursach meiner Verweisung. Von diesem erfuhr ich, daß die Fußgänger, die von dem Schloße oder aus der Stadt (so nennt man das eigentliche Dresden schlechtweg) nach Neustadt wollten, auf der rechten Seite der Brücke, und die aus Neustadt kämen, auf der linken gehn müßten, um zu vermeiden, daß man sich nicht auf dem schmalen Fußsteige vor den Kopf rennte.

Um diese gute Einrichtung gehörig zu beurtheilen, müßen sie wissen, l. K. daß der eigentliche Weg über die Brücke, auf welchem die Wagen fahren, von zwey schmälern Fußsteigen die höher sind als der Fuhrweg, eingeschloßen ist. Die Fußsteige sind etwa anderthalb Ellen hoch, zwey Ellen breit und mit Quadern ausgelegt. Wollte nun alles auf ein und eben denselben Fußsteige hin und her gehn, so würde es Stösse und Gegenstöße setzen, statt daß man jetzt mit den Kommenden kömmt, und mit den Gehenden geht. Aber das hätte man mir doch sagen können, so

bald ich den falschen Weg betrat, denn hätt' es des barbarischen Schnurbartes nicht bedurft, und ich wäre nicht so herzlich erschrocken.

Auf jeder Seite der Brücke zieht sich ein starkes eisernes Geländer hin, und an jedem Pfeiler ist ein Austritt in Gestalt eines halben Cirkels angebracht, in welchen Bänke herum laufen, auf die man sich setzen kann, um der angenehmen Aussicht mit Muße zu genießen.

Wenn man über die Brücke kömmt, hat man links die Neustädter-Hauptwacht und den Markt, auf welchen Augusts II. Statue zu Pferde steht. Sie ist von Kupfer und verguldet. Das Roß ist unbeschreiblich gut bey Leibe, der König gepanzert und hat eine Stutzperücke, aber keinen Hut.

An einem der Vorderfüße des Pferdes ist ein Hufeisen los. Einem preußischen Soldaten, der hier auf der Post stand, stachen die schönen goldnen Nägel, und vielleicht das Hufeisen selbst, welches er für gediegnes Gold hielt, in die Augen, und bekam Lust es loszuschlagen und zu verkaufen.

Aber er ward über der Arbeit ertappt, und man jagte ihn sechsmal durch die Spitzruthen. Diese Strafe war den patriotischen Sachsen für das heillose Attentat auf das Hufeisen des Königlichen Rosses nicht schwer genug; sie ließen also das Hufeisen ohne Nägel bis auf den heutigen Tag, und jedes alte Mütterchen beweiset damit und jedes Kind weiß es, daß die Preußen ungezogene Leute sind, die weder Gott noch Könige respectiren.

Diese kleine Anekdote setzt einen Charakterzug der Chursachsen, den sie mit den Franzosen gemein haben, ins hellste Licht: ich meyne die Liebe zu ihrem Landesherren, er mag groß oder klein seyn, mag als Vater des Vaterlandes Verdienste um seine Unterthanen haben, oder nicht!

Aber hier ist ein Paroli zur Anekdote mit dem Hufeisen. Ich habe oben gesagt, daß einmal von einem Küchenwagen eines Königs oder Churfürsten die Silberkiste gestohlen worden. Man brachte den Dieb heraus, und es war ein Bauer, ein ursprünglich sächsischer Unterthan, der seinen eignen Landesvater bestohlen hatte. Der Hufei-

sendieb war Grenadier unter einem westphälischen Regimente zu Wesel; man weiß, daß der Abschaum aller Lüderlichsten aus der ganzen Preußischen Armee, unter diese Regimenter gesteckt wird; die lüderlichsten sind Ausländer; kein ehrlicher Pommer oder Märker stiehlt; das Hufeisen gehörte nicht dem Pferde seines Landesherrn, sondern einem fremden, der lange tod war —— die Silberkiste gehörte dem lebendigen eigentlichen Landesfürsten, der Dieb war ein Innländer — und nun ziehe man die Bilanz!

Es wäre ungerecht, nun zu sagen, die Sachsen achten Gott und ihren König nicht! es sind gewissenlose Leute, Verächter der Majestät! Wollte man aber so schließen, so hätte man eben so viel Gründe und noch triftigere, wenn man sich auf die Silberkiste beriefe, als wenn sie sich auf das Hufeisen berufen.

Darum, liebe Halbbrüder, nagelt ihr das Hufeisen wieder an, und ich erzähle die Anekdote von der Silberkiste nicht weiter!

Sieben und zwanzigster Brief.

Dresden.

Schon seit drey Tagen wandre ich in den schönen Gegenden um Dresden, und noch immer habe ich nicht die Hälfte der hiesigen Naturschönheiten gesehen. Bey jedem neuen Spatziergange entdecke ich neue, und geht das so fort, so dürften Sie mich wohl einen Monat später in S** sehen als ihr Recept besagt. Aber wären es auch zwey Monate, wenn Sie mich nur gesund wiedersehen.

Ich muß Ihnen doch einige meiner liebsten Spatziergänge ein wenig adumbriren. Zugleich können Sie daraus sehen, wie ich meine Zeit eintheile.

Morgens um sechs Uhr bin ich aus den Federn, und dann gehts unfrisirt und ungepudert nach dem Plauenschen Grunde. Der Weg dahin läuft durch die Wiltsdrufer Vorstadt, zum Falkenschlage hinaus, zwischen grünenden Saaten hin, bis an die Ufer der Weisseritz,

eines kleinen raschen Baches, über welchen bey einem großen Garten (mit einem Provinzial-Ausdruck Seisewitzens genannt, weil einer der frühern Besitzer desselben ein gewisser Baron von Seisewitz war) eine Brücke führt. Man kann auch diesen Garten und die Weisseritz rechts liegen lassen, und gerade auf das Dorf Plauen zugehen, welches dem Grunde den Namen gegeben hat.

Wenn man das Dorf hinter sich hat, geht der eigentliche Grund an. Auf beyden Seiten streben Felsen empor, und im Thale stürzt sich die Weisseritz über grosse und kleine Steine dahin. Rechter Hand an dem Bergrücken hinauf wachsen mancherley Stauden und Bäume; aber linker Hand steht, sobald man über eine artige noch ganz neue steinerne Brücke kömmt, ein kahler schwarzer Fels, der sich bis an eine Mühle, die an seinem Fuße liegt, hinzieht, wo seine Oberfläche wieder grün wird, und allerley Bäume trägt. Hinter der Mühle lenkt sich der Grund

nach Südwesten; hier wird er immer schöner, je weiter man ihn verfolgt, und hier contrastirt die sanfte grüngekleidete Natur zur Linken sehr angenehm mit der wildern und rauhern zur Rechten.

Und wenn man den einen der Felsen ersteigt, so öfnet sich ein Gesichtskreis von unendlich mannigfachen Figuren und Gruppen, die im Vorder- und Hintergrunde dem angenehm - beschäftigten Auge immer neue Abwechselung geben, bis sie sich allmählig dem Horizonte immer mehr nähern, und in einen blauen Nebel verschwimmen, der dem forschenden Blicke in dunkler Ferne einen undurchdringlichen Vorhang entgegen hält.

Berlin und Potzdam mit allen ihren Wundern der Kunst — wo bleiben sie gegen den einzigen Blick, der hier in das innerste Heiligthum der Natur drang, und mein erheitertes Herz mit Schönheiten ergötzte, die unverdorben und unbeschnitzelt aus der liebevollen Mutterhand hervorgiengen! O, K.! hier, hier sollten Sie

seyn, hier sollten Sie selbst sehen, selbst fühlen, was ich zu mahlen nicht Kräfte genug habe!

Wenn ich vom Auf- und Abklettern ermüdet bin, gehe ich zurück, und trinke nahe am Eingange des Grundes meinen Kaffee, der mir nirgends so herrlich schmeckt als hier. Der Wirth ist Hegereiter, und hat zur Bequemlichkeit seiner Gäste verschiedene kleine hölzerne Logen erbauet, an deren Fuße ein kleiner Arm der Weisseritz hinströmt.

Die Einwohner von Dresden fühlen die Schönheiten dieser Gegend nicht mehr, und nur sehr selten (gewöhnlich des Sonntags) habe ich hier einzelne Spaziergänger angetroffen.

Unterdessen ist 9 Uhr herbeygekommen, und ich gehe nach der Stadt zurück.

In der Stadt selbst giebt es auch angenehme Promenaden, als den Zwinger, den Brühlschen Garten, die Allee in der Neustadt, der Garten der Gräfin Mursinska, Rieschens Garten: aber sie sind fein regulär beschnitten, und mit

Kieß bestreuet, und diese Schönheiten lieb' ich nicht. Jedoch die Aussichten vom Brühlschen Garten und dem Zwingerwall sind Goldes werth.

Die Ostra-Wiese hat auch sehr viel Anziehendes für mich und wird nach Tische besucht. Drey oder vier Alleen von ehrwürdigen schattigten Bäumen laufen die Wiese lang, an deren rechter Seite die Elbe hinströmt. Die mittelste Allee führt auf ein kleines Lustschloß, Namens Urbigau, das dicht an dem Ufer der Elbe erbaut ist, und einen kleinen Garten hat, in welchem mir die Stärke und Größe der daselbst unterhaltenen Lorbeerbäume besonders auffielen. Der Garten selbst ist französisches Schnitzwerk, und das Schlößchen ist ziemlich im Verfall, weil es vom Hofe nicht mehr besucht wird.

Hier nehme ich mir einen Kahn und fahre die Elbe hinab bis nach Prießnitz, einem angenehm gelegenen Dorfe, mit einem artigen Landhäuschen, das dicht auf dem hohen Ufer der Elbe erbauet ist, und einen wohlunterhaltenen Garten

hat. Die Aussicht von da herunter ist entzückend.

Wenn man unten an der Elbe fortgeht, so gelangt man hinter dem Dorfe an den Ausgang eines Thales oder Grundes, den ich auf meine eigene Hand das Dresdner Paradies getauft habe. Es kann seyn, daß man wider diesen Nahmen manches einwenden möchte: aber es ist ein Nahme für mich; den ich Niemanden aufdringe, dem der Grund nicht so gefallen hat als mir.

Ein kleiner Bach, der aus dem Thale herrieselt und sich in die Elbe ergießt, war mein Wegweiser. Zuerst führte er mich durch ein Dorf; hinter demselben stieg ich eine kleine Anhöhe hinauf, dann wieder bergab in eine grünende Ebene, wo ich meinen kleinen Bach zwischen Birken und Rüstern wieder fand. Allmählich erhöheten sich die Berge auf beyden Seiten, und das Thal ward immer tiefer und tiefer. Ein wenig betretener Fußsteig führte bald durch einzelnes Gebüsche,

bald über angenehme Wiesenplänen, bald an Kornfeldern hin. Dicke Bäume schützten mich vor der Sonne, bis sich nach einem halbstündigen Wege das Thal plötzlich vor mir erweiterte und mich ein Amphitheater sehen ließ, das die Natur mit eignen Händen, durch die gewöhnlichsten ihrer Gaben, durch Bäume, gebildet hatte. Hier warf sich das Thal nach Mittag zu, dann wieder nach Abend, und somit war ich am Ende meiner Wanderung, die mich volle drey Stunden kostete, da sie ein Botenläufer in einer halben Stunde gegangen wäre.

Ich kehrte in einer Mühle ein und setzte mich in einem Baumgarten unter einem Apfelbaum nieder. Müller und Müllerin, ein junges frisches Paar, bestrebten sich um die Wette, mir gefällig zu seyn und trugen mir von ihrer besten Milch auf. Ihre Freundlichkeit und stille Zufriedenheit würzten mein kleines Mahl, das mir mehr als königlich gut schmeckte, weil ich einen mehr als königlichen Appetit hatte.

Dieses

Dieses Thal, welches man den Schoner-Grund nennt, hat in manchen Stücken viel Vorzüge vor dem Plauenschen Grunde, und wer blos sanfte Naturschönheiten sucht, der komme hierher, so wird er volle Nahrung finden.

Erst um neun Uhr des Abends verließ ich mein Paradies, das ich von nun an einen Tag um den andern besuchen werde, denn es hat Heilkraft für Körper und Seele. Für erstern weil man zwey Stunden von Dresden aus bis hierher zu gehen hat, und für letztere weil man hier die Schönheiten der Natur aus der ersten Hand empfängt.

Diejenigen Gegenden der Stadt, die über Neustadt hinaus vor dem schwarzen und weißen Thore liegen, habe ich nur einmal besucht, weil ich mich vor dem Sande fürchte. Um ihm zu entgehen, setze ich mich bey der Brücke auf einen Fischerkahn, und lasse mich die Elbe hinauf bis zu den Weinbergen fahren, die

einem entgegen stehen, wenn man sich von der Brücke umsieht.

Von dem Naumannischen Weinberg (den man aber nur betreten darf, wenn die Herrschaft nicht da ist) hat man eine Aussicht, die, dem Umfange und der Mannigfaltigkeit der Gegenstände nach, mir eine der vorzüglichsten von denen dünkte, die ich um Dresden gesehen habe. Unter dem Hauptgebäude des Weinbergs steht ein Häuschen ganz allein auf einer hohen Mauer, das für mich, ausser seiner Nettigkeit, noch den Vorzug hatte, daß es nur meine Person, ein kleines Tischchen und einen Schemel faßte, und nichts mehr. Von da herunter trotzte ich dem kleinen Gewimmel auf der Elbe, die am Fuße meines Weinberges hinfloß, und dem großen Gewimmel in der Stadt, die in ihrer ganzen Größe vor mir lag, während sich mein Auge mit den schwarzen himmelanstrebenden böhmischen Bergen beschäftigte.

Auch in Pillnitz bin ich schon gewesen. Dieses artige Lustschloß des Churfürsten liegt drey kleine Stunden von Dresden, und der Weg dahin war für mich eine angenehme Tagereise. Ich ließ mich von der Brücke aus bis an den Fuß des Naumannschen Weinbergs fahren, und von da gieng ich zu Fusse an der Wurzel angenehmer Weinberge eine Zeitlang hin, bis sie endlich aufhörten, und einem Felsen, der nur Stauden und Bäume hervorbrachte, Platz machten.

Bald darauf sahe ich Pillnitz vor mir. Es liegt in einer angenehmen fruchtbaren Fläche hart am Ufer der Elbe. Zur Rechten erhebt sich ein hoher Berg, und zur Linken breitet sich eine Ebene aus, die in der Ferne von schwarzen Anhöhen umschlossen wird. Es sind hier drey Schlösser, ein altes, das von aussen und innen sehr verfallen ist, und zwey neue kleinere, die von aussen nicht sehr ins Auge fallen, weil sie im kleinen schnörkelhaften chinesischen Geschmack erbauet sind. Der

Garten ist französisch. Ein kleiner Theil desselben wird verschlossen gehalten, weil er dem Churfürsten eigenthümlich gehört, und zuweilen mit eignen Händen von ihm bearbeitet wird. Als eine Merkwürdigkeit zeigt man hier den Fremden den sogenannten Venus-Tempel, ein Zimmer, wo König Augustus II. sämtliche Maitressen, von der Neitschitz bis zur Osterhausen herab, nach dem Leben (wie man mich versicherte) gemahlt, zu sehen sind. Es sind ein paar ziemlich fade Gesichter darunter, die es beweisen, daß August nichts weniger als Kostverächter gewesen seyn mag.

Interessanter als dieser Tempel war mir der Borsberg *) der sich hinter Pillnitz erhebt, und dessen Gipfel man in Zeit von einer Stunde, wenn man langsam geht, kaum erreicht. Die

*) Ich weiß nicht, ob ich das Wort recht schreibe. In Dresden sagt man Porsberg. Nun habe ich die Gewohnheit, da jedesmal ein B. zu setzen, wo ein Dresdner ein P. setzt.

Aussicht wird mit jedem Schritte angenehmer, und hat man vollends den Gipfel erstiegen, so öfnet sich dem Auge ein Gesichtkreis, der wenigstens 6 bis 8 Meilen im Umfange haben muß, und eine unendliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen einschließt. Wenn ich es nicht so oft, und immer vergebens versucht hätte, Aussichten wie diese, dem Auge anschaulich zu machen, das sie nicht gesehen hat, so wäre hier eine, woran sich meine Feder messen könnte, aber sie fällt mir aus der Hand, wenn mein geistiges Auge alle die Bilder noch einmal umfaßt, die ich vor wenig Stunden durch mein körperliches Auge meiner Phantasie zuführte.

Auf dem Gipfel des Berges hat der Churfürst (der ehedem sehr oft den Berg bestieg) einen künstlichen Felsen aufschichten, und in demselben eine artige Grotte (die aber verschlossen war) wölben lassen. Auf dem Gipfel des künstlichen Felsens ist

eine hölzerne Platteforme, und von derselben genießt man der himmlischen Aussicht, deren ich vorhin nur erwähnte.

Hat man den Borsberg gesehn und bestiegen, so hat man alles gesehen, was Pillnitz reitzendes hat. Wer nicht bey Hofe ist, oder seyn muß, hat an diesem einsamen Orte die tödtlichste Langeweile, und kaum kann man Hunger und Durst stillen, wenn man nicht so vorsorglich gewesen ist, sich gegen beyde durch eignen Proviant zu verwahren. Ich war hungrig wie ein Löwe, als ich von dem Berge herunterkam. Man wies mich in ein Haus, und versicherte, da könne ich alles bekommen, was ich wünschte. Ich trat voller Freuden hinein, und that einer Mamsel oder Frau mein dringendes Anliegen kund; aber sie sagte: Mein Vater ist Churfürstlicher Bauschreiber, und macht nicht fait vom Gastgeben. Wenn aber große Gesellschaften aus Dresden kämen, wär' es was anders. Ich bat nur um ein Butterbrod, aber

abgeschlagen! Als Uebermaaß von Gefälligkeit mußte ichs betrachten, daß mich die Dame nach einem Hause wies, welches sie das Wirthshaus nannte. Hier fand ich sauer Bier, schimmligtes Brod und alte Butter. Halbhungrig gieng ich fort.

Ich ließ mich über die Elbe setzen, und nahm an dem andern Ufer dieses Flusses meinen Weg nach der Stadt zurück. Er führte mich in den sogenannten großen Garten, der für Dresden so ziemlich eben das seyn könnte, was der Thiergarten für Berlin ist. Aber der Churfürst hat die angenehmern Parthien desselben für sich in Beschlag genommen, und hegt Fasanen darinn. Die Spaziergänger sind also auf den einzigen Weg eingeschränkt, der mitten durch den Garten läuft, wo sie weder vor Sonne noch vor Staub geschützt sind.

Acht und zwanzigster Brief.

Dresden.

Damit Sie sehen, lieber K., daß ich in Dresden nicht blos spazieren gegangen bin, so will ich Ihnen einige Bemerkungen hersetzen, die ich über das Innere dieser Stadt gemacht habe.

Dresden kann nur von wenig Seiten, dem Innern und Aeussern nach, mit Berlin verglichen werden, und in manchen Stücken sind es ausgemachte Antipoden.

Von dem kriegerischen Geiste, der in Berlin auch in den kleinsten Umständen so sichtbar ist, findet man hier nicht die mindeste Spur*). Man stelle einen sächsischen gemeinen Soldaten und einen Preußischen zusammen; man vergleiche einen sächsischen und preußischen Officier; eine sächsische

*) Hoffentlich bedarf die Freymüthigkeit eines Reisenden keine Entschuldigung. Es wäre unbillig, zu vergessen, daß er nicht tadeln, sondern nur sagen will, wie er die Sache gesehen; daß er überdies ein Preusse; und (was das schlimmste) ein Hypochondriste ist.

d. H.

und preußische Wachtparade, und man wird erstaunen. Das Donnern der preußischen Trommeln, und der heisere Klang der kleinen sächsischen, die den Takt mit der Musik halten; der hüpfende Marsch eines sächsischen Regiments, und der feste erschütternde eines preußischen; der sogenannte Regimentstambour, der mit seinem silbernen betrottelten Stab vor der sächsischen Parade hertanzt, und der alte Major, der vor der preußischen, den Mars im Gesicht und im Herzen, ehrwürdig voranreitet — sind eben so viel Beweise, daß Preussen ein kriegerischer Staat, und daß Sachsen keiner ist.

Die sächsische Uniform an sich, däuchte mir, schon der Farbe nach, nicht männlich genug. Ein sächsisches Regiment verliert sich in der Ferne wie ein Nebel, aber ein Preußisches steht da wie ein schwarzer dicker Wald. Die sächsischen Evolutionen und Exercitien haben nicht das Feste, Ganze nnd Rasche der preußischen. Selbst wenn ein sächsi-

sches Regiment en fronte steht, so bemerkt man die ganze Reihe hinunter ein Wimmeln; die Köpfe stehen nicht wie eingerammelt, die Füße nicht wie eingewurzelt, und die Kunst des Richtens, in welcher der preußischen Armee keine in der Welt beykommt, ist hier nur ein Schatten.

Und will man nun vollends das Innere der sächsischen Armee hernehmen.

Die sächsischen Soldaten sind im Durchschnitt um einen Kopf kleiner als die preußischen; sie haben ein gewisses kleinliches Ansehen, wozu ihre Röcke, die zu lang sind, nnd nicht knapp anschließen, nebst den unleidlichen kleinen Hüthen, die nur die halbe Scheitel bedecken, und auf ein Ohr gesetzt werden, das ihrige in vollem Maaße beytragen; aber sie sind auch wirklich im Ganzen genommen, um fünfzehn Jahr jünger als die preußischen. Einen alten Graubart (deren es unter der preußischen Armee so unzähliche giebt) der von zwey schlesischen Kriegen den Schlachten beygewohnt, und mit seinem Friedrich Hunger und Durst,

Frost und Hitze Trotz geboten hat, würde man hier vergebens suchen. Wie selten hier solche alte unverwüstliche Krieger sind, können Sie schon zum Theil daraus abnehmen, daß hier vor ein paar Jahren einem alten Unterofficier von der Leib-Garde, der vierzig Jahr gedient hatte, ein Festin gegeben wurde, an welchem Generale zugegen waren, und Carmina abgelesen wurden. Was für eine Menge Festins müßte Friedrich geben, wenn er alle seine Graubärte unter den Feld-Regimentern (denen unter der Leibgarde gäbe er nicht ein Kommißbrod mehr) so auszeichnen wollte!

Und die Subordination nun vollends! Junge Officiers werden, wenn sie mit gezogenem Degen vor der Fronte stehn, verspottet und ausgelacht, wenn ihre Stimme zum Commando noch nicht vollbürtig sind. Alte Hauptleute werden (besonders ist dies bey der Leibgarde der Fall) öffentlich verlacht, wenn Janhagel unter der Muskete etwas lächerliches an ihnen findet. Kein Gemeiner

von der Leibgarde zieht den Hut vor einem Officier von einem Feldregimente und der Artillerie; kein gemeiner Artillerist vor einem Officier von der Leibgarde. Ein reitender Trabant geht vor allen Officiers, die nicht von seinem Regimente sind, vorbey, sieht sie an, und zieht den Huth nicht. Dies geht so weit, daß alte Officiers, die auf die ihnen zukommenden Honneurs halten, von den jüngern ausgelacht werden, wenn sie bey Gelegenheit einen Gemeinen an seine Schuldigkeit erinnern. Junge Officiers bekommen von der Compagnie, bey welcher sie stehen, gewisse Spitznamen, bey welchen sie genannt werden, wenn die Pursche unter sich von ihnen reden.

Man komme nach Preussen und sehe!

In Preussen ist jeder Bauernsohn, und in kleinen Städten selbst der Bürgerssohn, gebohrner Rekrut. Gleich nach seiner Geburt steht sein Name in der Militair-Rolle, und mit dem sechszehenten Jahre muß er sich stellen. Hat er Geld genug sich loszukaufen, so steht ihm der Abschied zu

Dienste. Kann oder will er das nicht, so muß er schultern. Jedes Regiment hat seinen eigenen Kanton, und die junge Mannschaft, die in selbigem geboren wird (ausgenommen was zu klein oder verwachsen ist, gehört dem Regimente dem Leibe nach erb- und eigenthümlich an, kann auch von demselben für Geld an andre Regimenter veräussert, oder gegen andre vertauscht werden. Andre Regimenter haben keine Kantons, bekommen aber Werbegeldter; und dieses sind die schlechtesten unter der preußischen Armee, weil sie für ein Billiges Franzosen, Spanier, Zigeuner, Türken und Tartarn auf ihren Werbeplätzen einkaufen, und nach Preussen treiben.

Die enrollirten Landeskinder müssen sich, auf Ordre ihres Chefs, alljährlich stellen; die brauchbarsten werden ausgehoben und exercirt, die andern gehn zurück, bis sie zur Muskete reifer werden. Rekruten, die ein Handwerk gelernt haben, dürfen entweder gar nicht wandern, oder bekommen von ihrem Chef einen Paß. Bleiben sie in der Fremde,

so fällt ein Theil ihres gegenwärtigen und künftigen Vermögens dem Regimente, das übrige der Invalidenkasse zu, und ihnen wird auch nicht der Heller verabfolgt. Bey der Stellung jedes Kantons muß alles erscheinen, und es hilft kein Sträuben, Bitten und Versprechen; stellt sich ein Obligat nicht, und läßt er sich, so lange die Stellung dauert, im Preußischen nicht sehen, so wird er als Deserteur betrachtet, und wenn er sich betreten läßt, weidlich abgegeisselt. Die Zeit der Dienstjahre dauert unbedingt bis an sein Ende.

In Sachsen ist es anders:

Hier wird fast alles mit Gewalt geworben. Will ein Bauerpursch nicht Soldat werden, so nimmt er die erste beste Holzaxt, und erwartet in der Positur den Korporal und sein Gefolge, die ihn abholen wollen. Greift man ihn an, so wehrt er sich seiner Haut, und selten geht eine Werbung ohne Blut ab. Dient ein Bauerpursch bey einem Landstande, so ist er vor allen militairischen Anfällen völlig sicher, und sein Herr vertheidigt ihn mit

Wort und That wider den Landesfürsten, und letzterer darf es nicht als Schuldigkeit ansehn, wenn ihm einer dieser Landesversorger seinen liederlichen Knecht unter die Muskete liefert. Mithin wird nur das in Sachsen Soldat, was freywillig sich darzu entschließt, was unter Blut und Todtschlag dazu gezwungen wird, und was zu jung ist, oder nicht Muth genug hat, sich gegen die Werber zu wehren.

Der sächsische Dienst giebt Capitulation, deren Dauer sich nach dem Alter des Rekruten richtet und von sechs bis auf vierzehn Jahre steigt. Ist diese Zeit um, so kann der Soldat entweder von neuem capituliren, oder er erhält seinen Abschied, und hat nun noch Zeit genug, das Land zu bauen, und Kinder zu zeugen.

Ich verkenne das Menschenfreundliche und den Nutzen dieser Einrichtung nicht, und ziehe blos die Parallele zwischen Preussen und Sachsen als militairischer Staat. Land und Unterthanen befinden sich besser dabey als im Preußischen;

aber die preußische Monarchie ist ein Koloß, der auf viermalhundertausend Füssen aufrecht erhalten werden muß, mithin ist es ein nothwendiges Uebel; und wirklich finde ich auch nicht, daß die preußischen Unterthanen so unglücklich sind, als man es sich auswärts einzubilden pflegt. Will ein Soldat durch die Schranken brechen, und einem Bürger oder Bauer Schaden thun, so brennt die Spitzruthe augenblicklich auf seinem Rücken; fällt es aber in andern Ländern einer wilden Sau, einem Hirsche und einem Hasen ein, den Schweiß des unglücklichen Bauers zu zerwühlen, zu zertreten und aufzufressen, so muß ja säuberlich verfahren werden, damit das Wild nicht erschrickt: und fiel es ihm ja ein, schützende Hände über sein Ackerland zu breiten, so wäre seine kleinste Strafe der Bau. Darum ist es doch besser, daß sich ein Landesfürst (wenn er ja nichts bessers zu thun weiß) mit dreßirtem Wilde als mit undreßirtem divertirt, dem bey aller Gelegenheit durch die Finger gesehen wird.

wird. Aber bey dem allem sind mir die 25000 Sachsen lieber als 60000 Preussen, die auf den Werbplätzen zusammengerafft werden. Jene fechten für ihr Vaterland, und diese für acht Groschen, weil sie kein Vaterland mehr haben. Man hat nicht nöthig, einen Sachsen in seiner Garnison einzuschliessen und dreyfach zu verwahren, wie es in den preußischen Garnisonen der Fall ist. Er geht wo er will, aber nie über die Gränzen seines Vaterlandes: die Preussen weht der erste günstige Wind hinüber.

Es vergehen hier Jahre, ehe einmal eine Spitzruthen-Execution ist; in preußischen Garnisonen, die nur zwey Regimenter stark sind, kein Tag. Fünfundzwanzig Stockprügel sind hier eine schwere Strafe und fallen selten vor; fünfzig sind dort die geringsten. Im letzten bayerischen Kriege sind kaum zwanzig Mann von der ganzen sächsischen Armee desertirt; bey der preußischen von manchen Compagnien dreyßig.

Letztres ist freylich zunächst von den Regimentern zu verstehen, die eigne Kantons haben: aber selbst unter den übrigen ist jedesmal der zweyte Mann und drüber, ein Ausländer. Die preußische Kavallerie nimmt nicht sogleich allen Schofel, der sechs Herren schon desertirt ist, und will man rechte eigentliche handveste Preussen sehen, die durch Kugeln wie durch Regen laufen, so mustre man die märkischen, pommerschen und westpreußischen Regimenter; bey diesen ist Desertion und Exekution fast eben so selten, als bey den sächsischen. Ueberhaupt ist der gebohrne Brandenburger gebohrner Soldat; und wenn er auch unter Seinesgleichen auf seinen König schmält, so wollte ich doch keinem Sachsen oder Oesterreicher rathen, unter seinen Augen ein Gleiches zu thun, wenn er sich nicht bis aufs Blut mit ihm schlagen wollte.

Im siebenjährigen Kriege gab es Zeiten, wo Officiers und Gemeine auf ihren König so erbittert waren, daß sie auch keinen Fuß für ihn von der Stelle setzen wollten; aber kaum erschien er vor der

Fronte und sagte: „Nun, Brüder, ihr werdet heute einen sauren Tag haben; aber gedenkt an euer Vaterland!“ so war alles wieder voller Muth und Willigkeit, und gnade Gott dem Feinde, der ihnen begegnete!

Aber dieser mächtige Antrieb der Gegenwart fehlt der sächsischen Armee gänzlich; und wird sie nicht von andern in die Mitte genommen, so vermag sie nichts, so brav auch die Sachsen sind. Ihr Landesherr bekümmert sich wenig um sie, und ihr Kommando steht bey Generalen, die nicht so tief in den Fährlichkeiten des Krieges gewadet sind, als der König und einige seiner ältern Generale. Ueberdies ist der Dienst auch nicht so ihr tägliches Brod, als bey den preußischen Chefs, die von einer Revüe zur andern nicht ablassen dürfen, den Dienst zu studiren, wenn sie nicht ohne Ansehn der Person von dem Meister weidlich geschüttelt werden wollen. Wer macht ihnen in Sachsen Vorwürfe, wenn sie Fehler machen? Wer weiß

es, daß sie Fehler gemacht haben? Die sächsischen Revüen, oder wie man sie nennt, die Lustlager, haben nur das mit den preußischen gemein, daß die Armee, so lange sie dauern, unter Zelten campirt. Aber die preußischen sind rigurose Examina, bey deren Annäherung mancher Chef ärger zittert, als mancher Kandidat vor dem Konsistorium.

Dagegen hat die sächsische Armee einige andere Vollkommenheiten, welche die preußische nie erreichen wird. Hierher gehört eine vortrefliche Artillerie: ein geschicktes Ingenieur-Korps und ein besser bedientes Feld-Gezeug.

Die Artillerie ist ohngefähr 1500 Mann stark. Alle vier Jahre werden aus den verschiedenen Kompagnien junge Leute ausgesucht, die Lust und Fähigkeit zu den Artillerie-Wissenschaften haben Diese kommen in die Artillerie-Schule zu Dresden, wo Professoren, die selbst praktische Artilleristen sind, über alle Fächer der Geschützkunst Collegia lesen. Alle Vierteljahre ist Examen, und

wer sich nicht gehörig applicirt hat, leidet entweder Leibesstrafe, oder wird an seine Kompagnie zurückgesandt. Bey der Theorie wird auch die Praxis nicht versäumt. Die Scholaren müssen wöchentlich einmal schiessen, und einmal im Laboratorium arbeiten. So wachsen die theoretischen Kenntnisse mit den praktischen, und dies Institut wird dadurch eine nützliche Pflanzschule für die sächsische Artillerie. Die jungen Leute, die darinn gebildet werden, avanciren im Korps. Die mindeste Stufe, die sie erreichen, ist die Stelle der Feuerwerker, oder die nächste zum Officier; die höchste, die Stelle eines Chefs vom Korps. Aber auf diese Art weiß der Feuerwerker, wenn er fleissig gewesen ist, soviel als der älteste Hauptmann, weil er dieselben Collegia gehört hat; und fallen einige Officiers im Kriege, so sind ihre Stellen flugs mit nicht minder geschickten Leuten besetzt. Auch auf die Verfertigung des Geschützes und der Schießmaterialien wird mehr Fleiß gewendet, als auf die preußischen.

Das Ingenieur-Korps steht auf eben so vortreflichen Füssen, und hat sehr geschickte Männer, die sich durch theoretische Arbeiten in der Ingenieur-Akademie, und durch praktische beym Feldmessen und bey Bauten und Schanzarbeiten, gebildet haben.

Die sächsischen Stück- und Packpferde, das Kommissariat, und alles was zur Fortschaffung des Feldgezeuges gehört, ist in dem vortheilhaftesten Zustande. Die Stück- und Pack-Knechte werden besser gekleidet und versorgt, und die Pferde sind im Durchschnitt um vier Louisdor besser. Eine Kanone, die von vier sächsischen Stückpferden gezogen wird, kann von sechs preußischen kaum gezogen werden.

Das einzige, was in diesem Punkte die Unvollkommenheit der preußischen Armee entschuldigt, ist ihre Stärke. Welch eine weitläuftige Anstalt müßte es werden, wenn die preußischen Artilleristen und Ingenieurs so gebildet werden sollten, als die sächsischen! Wo sollten alle brauchbare

Stück- und Packpferde herkommen, welche die für das kleine Land so ungeheure Armee braucht? woher alle Knechte, die mit Pferden umzugehn wissen? Der König muß Schusterjungen und Schneidergesellen zu Pferdeknechten machen, wenn nicht während des Feldzugs das Ackerland unangebauet liegen bleiben soll. Fünfundzwanzigtausend Mann können aus einem Lande sehr bequem mit allem versorgt werden, das wenigstens 60000 Mann halten müßte, wenn es dem Könige gehörte, und wenn er es mit Soldaten so voll pfropfen wollte, als es in den preußischen Staaten, nach ihrem Verhältnisse gegen die kursächsischen Länder, der Fall ist.

Neun und zwanzigster Brief.

Dresden.

Dresden, liebster K*, ist das Vaterland der Chapeaubas. Vom geringsten Kanzelisten bis zum Minister, vom Kadet bis zum General,

geht alles Chapeaubas. Wer in Gesellschaft gehen wollte, und producirte seine Frisur vom Hute zerdrückt, und seine linke Seite ohne Degen, würde eine gar kahle Figur machen. Ein preußischer Officier, der sich hier eine Zeitlang aufhielt, wurde in Gesellschaft gebeten, und erschien in Stifeln. Als ihn der Wirth auf der Treppe poltern hört, lauft er ihm in Todesängsten entgegen, und beschwört ihn bey seiner Freundschaft, Schuhe anzuziehen: er müßte sonst befürchten, alle anwesende Damen tödlich zu disgustiren. Der Officier kehrt um, drückt seinen Hut vest aufs linke Auge und sagt: wer mich in Stiefeln nicht sehen will, soll mich auch in Schuhen nicht sehen!

In dem ganzen grossen Berlin sieht man das ganze Jahr über nicht soviel Chapeaubas, als man in einer halben Stunde in Dresden sieht. Es kann keinen grössern Kontrast geben, als einen preußischen Kavallerie-Officier, und einen sächsischen Lieutenant von der Leibgarde, der in seidnen

Strümpfen, den Hut in der Hand, und stutzerhaft frisirt über die Gassen hüpft.

Der gesellschaftliche Ton in Dresden ist gegen den Berliner gehalten, unendlich steif. Weil er auf höchste Feinheit kalkulirt ist, so wird jedes Kompliment gehörig abgemessen, und jedes Wort fein auf die Goldwage genommen: daher ein gedrechseltes, eckelhaftes Ceremoniel; daher die tödlichste Langeweile, selbst in Gesellschaften der Mittelklassen, die doch sonst überall den Vorzug haben, nicht so langweilig und schenirt zu seyn, als die höhern. In Berlin sieht man es ungern, wenn die Conversation durch das Spiel zerrissen wird; aber in Dresden wartet man mit Ungedult auf den Spieltisch, um Langeweile mit — Langeweile zu tödten.

Der Geist der Galanterie, der Sachsen vorzeiten so berühmt machte, ist gänzlich verschwunden, und mit ihm der ganze Einfluß, den er auf den gesellschaftlichen Ton hatte. So wie der Geist der Liebe die Seele der Natur ist, so ist er auch die

Seele der gesellschaftlichen Munterkeit. Aber hier darf er nicht aufblicken, wenn er nicht auf ganz kleinstädtischen Fuß bekrittelt seyn will.

Wenn man einen Pommer und einen Sachsen zusammenstellt, so wird man zweifelhaft, ob beyde Teutsche sind. Ueberhaupt scheint es, als wenn die Kursachsen in Teutschland das sind, was die Franzosen im übrigen Europa. Sie haben eben die unerschütterliche Ehrfurcht vor ihrem Landesherrn, vor dem Adel, der Jägerey, und dem geringern Ministerium; ihr Vaterland ist das einzige beste; ihr Militaire ist das tapferste; ihr Verstand der hellste; ihre Sprache die reinste; ihre Gelehrten die berühmtesten; ihr Kunstfleiß der erfinderischste, und ihr Boden der fruchtbarste. Allen Vorzügen ihrer Nachbarn wissen sie eine schwache Seite anzugewinnen, an welcher sie sich halten, und die andern darüber vergessen.

Ihre Gefälligkeit gegen Fremde ist rühmlich, aber sie beweisen sie auf eine Art, daß man wohl sieht, wem man sie zu danken hat. Daher jene

zuvorkommende Höflichkeit, die man höfliche Falschheit nennt, die aber dieses harte Beywort nicht verdient, weil sie fast immer nur aus Neubegierde, oder aus dem eigenliebigen Hange sich in den Ehren, die man andern erweißt, selbst zu Ehren, entsteht. Dieses Attribut der feinern Welt findet man in allen Landen, nur in Sachsen unendlich häufiger, als Pommern, und das aus physikalischen und moralischen Ursachen, die in die Augen fallen.

Die Putz- und Modesucht ist hier bey weitem nicht so stark eingerissen, als in Berlin, und die Stände sind nicht so durcheinandergemischt, als dort. Die Damen und Herrn sind in den neuesten Moden immer um ein halbes Jahr hinter Berlin und Leipzig zurück, und die verschiedenen Klassen der Einwohner sind bey weitem noch nicht daran gewöhnt, eine neue Mode, ohne sie zu begucken und zu beurtheilen, paßiren zu lassen. Ein junger Mahler aus Leipzig, der sich hier eine zeitlang aufhielt, und in seinem Anzuge gern die neuesten

Moden aus Leipzig mitmachte, war in wenig Wochen auf allen Zungen, und ward von Höhern und Geringern auf öffentlicher Strasse mit Fingern ausgezeichnet. Dies ist Thatsache, und wer nach Dresden kömmt, erkundige sich einmal, bey wem er will, nach dem Leipziger Cupido, er wird sehn! Und sein ganzes Verbrechen bestand darinn, daß er den ersten runden Hut trug, daß er sein Halstuch nur locker umschlang, und daß seine Röcke etwas weiter weggeschnitten waren, als sie in Dresden getragen wurden.

In Berlin kann einer mit einer Schellenkappe auf den Strassen umherreiten, und man wird keine Notiz von ihm nehmen.

Dreyßigster Brief.

Dresden.

Dresden ist im Ganzen genommen lebhafter und besser bewohnt, als Berlin, wo sich nur einige Strassen durch besondere Lebhaftigkeit aus-

zeichnen. Hier wimmelt es auf allen Gassen von Ab- und Zugehenden, und die Häuser sind bis auf die kleinste Dachstube bewohnt. Hauptsächlich ist dies in Alt-Dresden der Fall. Die Neustadt ist bey weitem nicht so lebhaft und volkreich. Die Friedrichsstadt, zu welcher man auf einer Alee von Dresden aus gelangt, schließt den fabricirenden Theil der Bewohner von Dresden größtentheils ein, und ist der Sammelplatz der höchsten Armuth und höchsten Liederlichkeit. Wer in Dresden und Neustadt keinen Logiszettel bekommen kann, holt sich einen von dem Amtmann in der Friedrichsstadt, und findet daselbst Wohnung und Unterkunft. Die mancherley Fabriken in der Friedrichsstadt ernähren eine Menge Menschen, aber nur dürftig, so, daß sie bey allem Fleisse die armseligste Lebensart führen müssen. Die Handwerker, die sich hier niedergelassen haben, weil die Miethen wohlfeiler sind, als in der Stadt und Neustadt, geben ihre Arbeiten wohlfeiler, und entziehn dadurch den Pro-

fessionisten in der Stadt manchen Kunden. Die meisten Häuser der Friedrichsstadt sind von Holz und nur leicht hingebaut.

Weil der Hof den Sommer über in Pillnitz lebt, so verliert die Stadt dadurch einen grossen Theil ihrer Lebhaftigkeit. Die adelichen Familien folgen seinem Beyspiele, ziehen aufs Land, und kommen erst zum Winter zurück. Die Familien aus der Mittelklasse, welche Weinberge um Dresden besitzen, beziehn diese gleichfalls, so lange die schöne Jahrszeit dauert, und auf diese Art verliert Dresden auf allen Seiten an Lebhaftigkeit. Darum sind des Sommers die Promenaden und öffentliche Oerter so leer, daß man in Versuchung geräth, die Dresdner für sehr wirthschaftliche Leute zu halten, die fein zu Hause bleiben, und sich unter ihrer Familie divertiren.

Wirthschaftlich sind sie, das ist gewiß, aber nicht aus Trieb, sondern weil sie müssen. Sie sind, eins in das andre gerechnet, um einen guten Theil ärmer, als die Berliner, ob sie gleich nicht

so depensiren, als diese. Hier setzen sich drey bis vier junge Leute um eine kleine Flasche, und trinken aus ganz kleinen Gläserchen; in Berlin nimmt gewöhnlich der Mann eine Flasche, und man trinkt aus grossen, hohen Gläsern, wo die ganze Flasche auf einmal hineingegossen wird.

Hier habe ich Weiber gesehn (und das war mir sehr lächerlich) die ein Kopfzeug trugen, und Wasser vom Brunnen holten; in Berlin halten sich die Köchinin, die nur ein wenig aus sich machen, Weiber und Mädchen, die ihnen das Wasser holen, und andere Arbeiten verrichten müssen, die ihnen zu niedrig dünken.

Die Dresdner Profeßionisten sind sämtlich arme Leute, aber kein Wunder. Mit dem Schlage sechs im Sommer, und im Winter mit dem Schlage vier, wird Nadel, Hammer und Pfriem beyseite gelegt, und zu Biere gegangen. Das Bier ist theuer, weil es aus den umliegenden Dörfern herbeygeschaft wird. Man brauet zwar in Dresden

ein leichtes Bier, aber jeder honette Schuster würde sich schämen, in eine Tabagie zu gehn, wo man Stadtbier schenkt. Es wäre freylich um sechs Pfennige auf jeden Krug wohlfeiler, und auch wohl für seine sitzende Handthierung gesünder, aber es ist kein Dorfbier. Er nimmt also alles, was er den Tag über verdient hat, zusammen, und trinkt so lange, als er kann, während seine Familie zu Hause Wasser oder Coffend trinkt, und trocken Brod ißt.

Der Ton in den Dresdner Tabagien ist von dem in den Berlinischen himmelweit unterschieden. Man spricht hier mit der größten Achtung vom Landesherrn und seinen Verfügungen und sucht hier lieber das Gute derselben auf, statt daß sich die Brandenburger bestreben, das Böse aufzusuchen. Man sagt hier nicht anders, als: Der gnädige Kurfürst; unsere gnädige Herrschaft; und ihren König glauben die

Bran-

Brandenburger recht höflich zu behandeln, wenn sie ihn schlechtweg den Alten nennen.

Wenn der Kurfürst nach Annaburg zur Jagd geht, so sind die erstaunend ängstlichen Fragen: Ist er glücklich angelangt? Wird sich der gute Herr auch gut divertiren? Wird er bald wiederkommen? Und wenn er zurückkömmt, so weiß es in kurzer Zeit ganz Dresden, wie viel Hirsche er geschossen, und wie viel Enden sie hatten. Es ist ein allgemeiner Jubel, wenn man ihn glücklich wiedersieht, und schon zwey Stunden vor seiner Ankunft stehen Schaaren von Männern und Weibern, von Jungen und Alten, vor dem Schlosse, und alles drängt sich, den Hut vor ihm zu ziehn. König Friedrich fährt durch Berlin, und kaum sieht man sich nach ihm um, vielweniger daß man stille stehn, und ihn mit einem devoten Bückling salutiren sollte.

Ein und dreyßigster Brief.

Dresden.

Ich nehme zurück, lieber K., was ich Ihnen in meinen letzten Briefen von der Allzufriedenheit der Kursachsen in ihrem Lande, ihrer Regierung, Landesverfassung und sich selbst schrieb; denn ich habe einen Malcontenten, der für sich wenigstens eine Ausnahme davon macht.

Ich war gestern in einer Gesellschaft, wo sich glücklicherweise etliche gute Köpfe zusammenfanden. Ein Mann in einem simpeln grauen Rocke, und der nicht Chapeaubas gieng, machte mich vor andern aufmerksam, weil er wenig aber sehr gut sprach, und keine geschraubten Komplimente machte. Gegen Abend, als sich die Spieltische formirten, sahe ich ihn in den Garten gehen, und folgte ihm nach, da ich selbst nicht spiele. Wir beredeten uns zu einem etwas weitern Spatziergange. Das Gespräch fiel unter uns auf preußische

und sächsische Landesverfassung, und ich fühlte gar bald, daß mein Begleiter mit letzterer nicht sehr zufrieden sey. Dies Phänomen war mir in Sachsen neu; und um es besser zu beobachten, nahm ich eine Zeitlang die Parthie von Kursachsen gegen Preussen. Mein Mann wurde warm. „Vertheidigen sie nicht, was jeder Hellsehende anders sieht! fieng er endlich an. Sachsen bedürfte eines Friedrichs, der selbst sieht und selbst hört, wenn es in wenig Zeit die Stufe seines Flors, von welcher es unter unsern beyden Königen von Pohlen und durch den siebenjährigen Krieg herabsank, wieder erreichen sollte. Die Verdienste unsers Kurfürsten um das Land sind unleugbar. Seine Wirthschaftlichkeit gehörte darzu, um den zerrütteten Finanzen des Landes wieder so gut aufzuhelfen. Sein milder, menschenfreundlicher Karakter, und das unverkennbare Bestreben, die Liebe seiner Unterthanen zu gewinnen, sind edel und rühmlich; aber es wären noch andre Fächer da, in welchen

er sich den erworbenen Ruhm eines Vaters seiner Unterthanen für die Ewigkeit vest begründen könnte. Die Justitz bedürfte einer totalen Reform; die Jägerey sollte weniger Ansehn und Gewalt über den Landmann; die Gelehrsamkeit Preßfreyheit; die Religion Aufklärung; nnd Manufakturen, Fabriken und Handel mehr Aufmunterung haben."

„Hier ist noch ein grosses Feld zum Handeln, aber er erfährt es nicht, was noch alles zu thun wäre!"

„Die preußischen Unterthanen haben wahrlich nicht Ursache, sich über Abgaben zu beschweren. Der preußische Bauer weiß, was er giebt. Vater und Großvater haben schon contribuirt, was er contribuirt, und er weiß, daß dem Landsherrn alles, bis auf den Groschen, genau berechnet werden muß. Hirsche, Sauen und Hasen zertreten und zerfressen ihm sein Korn nicht, und Förster dürfen ihn nicht tyrannisiren. Er hat nicht nöhig, mit einem Ochsen und einem Pferde zu

pflügen, nicht nöthig, im linnenen Kittel und baarfuß zu gehen. Die dürrsten Gegenden der Mark haben kaum so armselige Bauren, als die fettsten Gegenden in Sachsen.“ —

Hier wurden wir unterbrochen. — Hätten Sie solch eine Declamation von einem Kursachsen, und mitten in Dresden vermuthet, lieber K*? Auch mir fiel sie auf, und noch weiß ich die Quelle nicht, aus der sie eigentlich floß; denn ich kenne meinen Mann, der ein hiesiger Kaufmann ist, noch nicht genau. Allein ich will ihn näher kennen lernen, und um mich her beobachten.

Zwey und dreyßigster Brief.

Dresden.

Dresden leidet in Rücksicht der Gelehrsamkeit und Freyheit, zu denken und zu schreiben, gar keine Vergleichung mit Berlin.

Es giebt hier nicht eine solche Menge von grossen Männern aus allen Fächern der Gelehrsam-

keit, als dort. Die Freymüthigkeit, womit man dort raisonnirt und schreibt, würde einem hier übel bekommen. Es liegt schon in dem Karakter der Sachsen, daß sie weniger freymüthig sind, und ihr Misfallen an etwas, lieber durch Achselzucken als durch Worte auslassen. Ueberdies drückt ihnen auch ihre gewöhnliche Vaterlandsliebe die Augen gegen manches zu, was einer scharfen und freymüthigen Untersuchung und Rüge bedürfte; und eine gewisse Schüchternheit, die mit dem kleinsten Worte zu beleidigen fürchtet, ist ihnen gleichsam angebohren.

Doch ist dies nur der Fall, wenn der, den sie durch Freymüthigkeit zu beleidigen fürchten, in der Nähe ist. Ist er aber entfernt, und kann ihnen nicht schaden, so werden sie auf einmal muthig, und stürtzen alles warm über ihn her, was bis daher tief in ihrem Innern unter dem Mantel der Freundlichkeit verborgen blieb.

Wahrheiten also, die ihrem Vaterlande und seinen Bewohnern durch unverhohlene Bekannt-

machung nützen könnten, werden in Sachsen weder gesagt, noch geschrieben; und thut es ein Ausländer, so hat er mit allen möglichen Chikanen der gekränkten Eigenliebe zu kämpfen. Man glaubt ihm nicht, (und er kann froh seyn, wenn es dabey bleibt) denn, wie kann ein Ausländer Dinge besser wissen, als ein Innländer? Leztrer würde doch auch den Mund aufthun, wenn er Misbräuche sähe, und würde nicht so lange warten, bis ein Fremder käme, und sie rügte? In diesem Wahne schläft man einen verderblichen Seelenschlaf fort, und kömmt nicht weiter.

Und wollte nun auch einer frisch heraussagen, was ihm auf dem Herzen liegt, so wird es ihm unmöglich gemacht. Die Censur in Dresden ist so ängstlich, als sie in Theresiens Zeiten in Wien kaum gewesen seyn kann. Ein Schriftsteller, mit dem ich hier von ohngefähr in Bekanntschaft kam, wollte ein Manuscript, die Geschichte der Galanterien Karls II. von England, drucken

lassen. Man gab es ihm zurück, und untersagte den Druck, weil man fürchtete, den Englischen Gesandten dadurch zu beleidigen.

Um alles in der Welt, den englischen Gesandten! von dem man voraussetzen konnte, daß er seine Nation, englisch politische Blätter, und den Ton kannte, in welchem man darinn spricht?

Darum ist auch der Buchhandel in Dresden höchst unbedeutend, und seine ganzen Geschäfte treibt er mit Verlagsartikeln andrer, oder mit neuen Auflagen alter Schriftsteller, mit kriegswissenschaftlichen Büchern, schlechten Romanen, elenden Theaterstücken, und mit Noten. Freymüthige Untersuchungen über Religion, Politik, Staatswirthschaft, finden keine Setzer.

Die Censur steht bey dem Konsistorium. Da dieses aber nicht Zeit und Lust hat, Manuscripte zu lesen und zu prüfen, so giebt es dem Rektor von der Kreutzschule ein Gewisses, nach Verhältniß der Schwäche und Stärke des Manuscripts,

und dieser bricht über das Buch den Stab, aus welchem Fache und welcher Fakultät es auch seyn mag.

Ein Wochenschriftsteller hatte in seiner Schrift bey Gelegenheit einer Geschichte, die sich in Pillnitz zutrug, die Hofleute Schranzen genannt, und es fehlte wenig, daß er nicht seine Stelle bey der Regierung darüber verlohren hätte; ein andrer hatte geschrieben: die Kreutzkirche könnte fertig seyn, wenn sich nicht so viele Hände in den Bau-Kollekten gewaschen hätten; dafür verfolgte man ihn mit grossem Grimme, und das Konsistorium (es war ein Kandidat der Theologie) sprach ihm alle Fähigkeit ab, dereinst mit Glück in dem Weinberge des Herrn zu arbeiten. Er ist seit acht Jahren Kandidat, und dürft' es auch wohl noch andre acht Jahre bleiben. Wer sollte da Muth genug haben, zu sagen, was er denkt?

Deshalb legen sich die meisten hiesigen Schriftsteller auf Fächer, wo sie nicht mit der Freyheit,

zu denken, in Kollision kommen. Man macht desto mehr Verse, Romane, Komödien und Gebetbücher, und flieht vor freyen Untersuchungen in der Statistik und Religion. Aber wer kann es ihnen unter den angegebenen Umständen verdenken?

Jedes Theaterstück, das aufgeführt werden soll, wird vorher scharf geprüft, und jede Stelle, wovon der ** und der ** und die ** Anstoß nehmen könnten, wird ohne Gnade durchstrichen. In dem dunkelsten Städtchen unsers Vaterlands müssen Großmanns Sechs Schüsseln nicht so grausam mitgenommen seyn, als hier in der Residenz von Kursachsen; und der Direkteur, der den heillosen Einfall, den Nathan (wie Döbbelin that) aufs Theater zu bringen, hier in Dresden haben wollte, würde verdammt werden in sæcula sæculorum.

Drey und dreyßigster Brief.

Dresden.

Die hiesigen Schulen sind noch ganz nach dem Zuschnitte des vorigen Jahrhunderts eingerichtet. Man treibt hauptsächlich alte Autoren, und was dahin einschlägt. Praktische Geographie, pragmatische Geschichte, neuere Sprachen, Uebungen im teutschen Styl, werden völlig vernachläßigt. Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, lieber K*, daß ich durchaus nicht für die Schulen bin, wo man aus den Schülern Belletristen zieht; aber sie völlig unter den Alten versauern zu lassen, ist eben so schädlich.

Und nun vollends die so geschmacklose als lächerliche Tracht der Schüler. Ein Junge von zehn Jahren erscheint vom Kopfe bis zu den Füssen schwarz, und hat eine Perücke auf, die man jetzt einem alten Pfarrer von sechzig Jahren kaum verzeihen würde. Solche eckelhafte Pedanterey in der Hauptstadt eines Landes, das sich für das

helleste, feinste und geschmackvollste in Teutschland hält!

Weil die hiesigen öffentlichen Schulen schlecht sind, so behilft man sich größtentheils mit Hofmeistern und andern Privatlehrern. Diese sind Kandidaten der Theologie, die man hier durchgängig mit dem Namen Magister belegt. Wenn man hier über eine Strasse gehet, so ist jedesmal der fünfte Mann, der einem begegnet, gewiß ein solcher Magister, und ich bin sicher, daß ihre Anzahl hier über dreyhundert steigen muß. Sie laufen den ganzen Tag von einem Hause in das andre, und verdienen mit ihren Lektionen kaum soviel, als hinreicht, ein dürftiges Leben durchzuschleppen. Sie sind alle (man komme und sehe selbst) dürr, blaß und kränklich, und werden bis vierzig Jahre alt, ehe sich das Konsistorium ihrer erbarmt, und ihnen eine Pfarre giebt.

Die Einwohner von Dresden sind gute Christen, aber man hört nicht, daß neue Meßias

unter ihnen aufstånden. Sie scheinen von Pietisterey und Heterodoxie gleichweit entfernt zu seyn; singen aus ihren alten Gesangbůchern alte Lieder, und erbauen sich von Herzen an den Predigten alten Styls ihrer Lehrer. Aber gewiß ist es, daß Kinder in Berlin über gewisse abergläubische Meynungen lachen würden, die ich hier von alten ausgewachsenen Männern habe vertheidigen hören.

Unter dem gemeinen Manne ist der Aberglaube noch ganz zu Hause. Alles, was man von Hexen, schwarzen Böcken, Währwölfen, Gespinstern und ähnlichen Hirngespinsten sagt, glaubt er in seiner ganzen Stärke, und liesse sich eher todschlagen, als eines bessern überzeugen. Ich rede hier nicht von den Bewohnern der sächsischen Dörfer, sondern von den Bewohnern der Hauptstadt. So leicht ein Theil des Berlinischen gemeinen Volks durch Religionsschwärmerey zu erhitzen ist, so leicht wird es hier, Gespenstergeschichten und Zaubereyen in Umlauf zu bringen; und es ist noch nicht sehr

lange, daß bey einem der hiesigen Gerichte im völligsten Ernst über eine Beherung lange Untersuchungen angestellt wurden. In Berlin zeigen die Führer des Volks ihren Unglauben durch Staupenschlag und Zuchthaus, die dem Meßias auf dem Fuß folgen: aber hier sind sie noch nicht ganz überzeugt, daß es wirklich keine Hexen mehr giebt.

Vier und dreyßigster Brief.

Dresden.

Die schönen Künste blühen in Dresden frischer, als die Gelehrsamkeit. Die hiesige Mahler-Akademie hat einige vorzügliche Lehrer und Schüler, und wird vom Hofe mehr unterstützt, als die Berliner. Die Fundgrube alles Schönen, die hiesige Gemählde-Gallerie steht den Schülern offen, doch mit der seltsamen Restruction, daß sie die aufgestellten Gemählde nicht ganz, sondern nur theilweise kopiren dürfen. Ob man besorgt, daß

durch Kopiren der Werth der Originale vermindert werde? Eine wunderbare Grille, die aber den Schülern höchst lästig und schädlich seyn muß!

Aus Chodowiecki, und den übrigen Berliner Künstlern, die alltägliche Natur darstellen, macht man hier nichts, man idealisirt lieber, und kopirt sogenannte schöne Natur. Noch keinen Mahler oder Zeichner von der hiesigen Akademie ist es gelungen, eine lebendige Scene aus der Gesellschaft darzustellen; sie begnügen sich mit idealischen, griechischen Profilen, und nach Lebendigkeit und Ausdruck wird nicht gefragt. Will man sich davon überzeugen, so sehe man einmal die jährliche Ausstellung der Akademie, oder, wenn man will, auch die Zeichnungen von Schenau zu Meißners Alcibiades, oder zu Wezels Herrman und Ulrike. So zeichnet der Meister, so zeichnen die Jünger.

Der Schauspiel-Liebhaber findet hier nur im Winter Nahrung. Im Sommer kommen nur kleine

herumziehende Truppen hieher, die vor dem schwarzen Thore auf dem sogenannten Bade, einem Kaffeegarten, spielen. Diesen Sommer ist ein gewisser Simoni mit einer Gesellschaft von Kindern hier, und giebt Pantominen und Ballets. Die Kinder hat er aus Dresden zusammengesucht und eingespielt. Er sorgt für ihren Unterhalt und Kleidung, giebt ihnen aber keine Gage, sondern verspricht ihnen nach drey Jahren (wenn sie so lange bey ihm aushalten) neben einer vollständigen Ausstattung, auch eine Summe Geldes. Ich zweifle nicht, daß den armen Eltern dieser Kinder dadurch ein grosser Gefallen geschieht!

Uebrigens leisten die Kinder alles, was man nur verlangen kann, und was sie nach der kurzen Zeit, die sie auf dem Theater sind, und nach den Fähigkeiten ihres Direkteurs leisten können. Seine Pantominen sind Farcen, ohne Witz und Geschmack; seine Ballets besser (er ist auch eigentlich nur

Tänzer) und ihrentwegen geht man wohl zunächst in seine Vorstellungen.

Wie ich höre, so hat man neuerlichst Kursachsen, namentlich Leipzig und Dresden, als die hohe Schule der teutschen Sprache einweihen wollen. Guter Genius unserer Sprache, was meynst du dazu? Es ist gewiß, daß nicht leicht ein verhunzteres Teutsch gesprochen werden kann, als in Dresden. Von dem Vornehmsten bis zum Geringsten sagt hier alles: keen (kein) Beene (Beine) Ogen (Augen) kehabt (gehabt) drachen (tragen) pehütten (behüten). Kott pehüte, taß tieser Tialekt nich allgemeen ahnkenommen werde!

Fünf und dreyßigster Brief.

Dresden.

Die hiesige katholische Gemeine ist ziemlich stark, aber allen rechtglaubigen Sachsen ein Dorn

im Auge. Denn ihre Kirche ist die prächtigste; ihre Geistlichen haben sehr reiche Meßgewänder; und viele Stellen in der niedern Klasse der Dienerschaft, als Kammerdiener, Hayducken und dergleichen, werden aus ihrem Mittel besetzt. Ich habe von angesehenen Leuten sehr ernsthaft behaupten hören: Sachsen könne nimmer zu seinem vorigen Flor gelangen, so lange der Landesherr katholisch bleibe. Von einigen Seiten betrachtet, ist dies allerdings wahr! soll aber der blosse römische Glaube dies bewirken, so ist es falsch; denn er wird dergestalt im Zaum gehalten, daß der Kreis, auf welchen er, oder vielmehr seine Lehrer, Einfluß haben, sehr eng ist, und sich nicht über die Ringmauren des Schlosses verbreitet.

Mag doch der Pabst die Gebeine eines Heiligen schicken, und dafür ein reiches Präsent nehmen; mögen doch der Beichtvater des Landesherrn und sein Kammerdiener immerhin katholisch seyn; so lange die Landstände in Sachsen ihr jetziges Gewicht

behalten; so lange sie dem Landesherrn geradezu verbieten können, auf den Thurm seiner Kirche eine Glocke zu bringen, ob sie gleich schon seit Jahren gegossen ist; so lange den Katholiken der Zutritt zu den höhern Staatsbedienungen verschlossen ist, hat Sachsen den propagirenden Geist des Katholicismus nicht zu fürchten. Selbst der Eifer der Sachsen für das Lutherthum bürgt vor allen gefährlichen Folgen von dieser Seite; denn bis jetzt sind die Proselyten, welche die katholischen Geistlichen gemacht haben, nur immer Leute von sehr zweydeutiger Art, Baugefangene, Reitknechte und dergleichen gewesen, die vielleicht morgen Juden und Türken würden, wenn sie dadurch einer Strafe entgehn, oder sie wenigstens mildern können, wenn es unmöglich ist, ihr zu entgehen. Kein redlicher Sachse ist noch katholisch geworden, so lange er sein Durchkommen als Protestant finden konnte; that ers aber aus Noth, oder um sich zu poussiren, nun, so hatte er Beispiele vor sich.

Die hiesige sogenannte Böhmische Gemeine besteht aus Hußiten, die der Verfolgungsgeist aus Böhmen verjagt hat. Sie sind ihrem Huß so vest ergeben, als die Lutheraner ihrem Luther, und die Katholiken ihrem Pabste. Auf jedem Fall hat Dresden sehr thätige Einwohner an diesen wackern Leuten. Sie nähren sich hauptsächlich vom Gartenbau, und haben ihn zu grossen Vollkommenheiten gebracht, welches um so rühmlicher für sie ist, da man ihnen den klaren Sand dazu angewiesen hatte. Die ganze bebauete Strecke vor dem schwarzen Thore, der Sand genannt, ist zuerst von diesen böhmischen Refügies angebauet worden, und durch unermüdeten Fleiß haben sie die Unfruchtbarkeit des Bodens so weit bezwungen, daß sie ihren Unterhalt daraus ziehen können. Ihre Kirche steht zwischen dem Pirnschen- und See-Thore, und ist ein altes, finsteres Gebäude. Ihr Kirchhof ist desto brillanter. Er ist mit Grabsteinen, worunter einige sehr geschmackvoll und prächtig

sind, so eng besetzt, daß ich mich wundere, wo man noch Platz zu neuen Gräbern hernimmt. Die vornehmsten Leichen werden hier beygesetzt, und unser Rabener liegt hier auch begraben.

Die Reformirte Gemeine ist hier klein, und nicht so wohlhabend, als ich sie meist in andern Städten gefundeu habe. In wiefern ihre Glieder hier, als Bürger eingeschränkt sind, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß sie als Reformirte weder Thurm noch Geläute haben.

Die Judenschaft ist stark, und scheint nicht arm zu seyn. Ihr Oberhanpt ist ein baronisirter Jude, Eibenschütz mit Namen, der sehr reich ist, aber auch für den Umtrieb seines Geldes auf mancherley Art sorgt. Er lebt zum Beispiel mit Mätressen, die er sehr glänzeud unterhält, und diese halten sich von ihrem Ueberflusse wiederum einen oder ein paar glatte Fähnriche, die das hebräische Geld sehr gut anzulegen wissen, und die

Koffeewirthe, Kartenfabrikanten, Weinschenken, Pferdeverleiher und Lohnkutscher damit in Nahrung setzen. Sonst ist hier die Judenschaft im eigentlichen Verstande ecclesia pressa, ob man gleich ihre hübsche Weiber und Mädchen recht wohl leiden mag.

Sechs und dreyßigster Brief.

Dresden.

Wenn ich Ihnen Langeweile machen wollte, lieber K**, so beschriebe ich Ihnen, was ich in dem hiesigen Kunst- und Naturalien-Kabinette, auf der Bibliothek, Gemählde-Gallerie, in der Rüstkammer, im Zeughause und in dem grünen Gewölbe, Schönes und Herrliches gesehen habe; aber ich weiß zu sehr, wie mangelhaft jede Beschreibung der Art ihrer Natur nach werden muß, so genau, lebhaft und feurig sie auch behandelt werden möchte. Solche Sachen muß man sehen. Aber gewiß ist es, daß Dresden hierinn einen

Schatz besitzt, der schier unschätzbar und unermeßlich ist, und in keiner andern Stadt, vielleicht Paris und London ausgenommen, in der Vollständigkeit neben einander gefunden werden kann.

Also lieber noch ein paar Anmerkungen über die lebendige Natur in Dresden.

Die Sittenlosigkeit, die in Berlin fast in allen Ständen, besonders unter jungen Leuten eingerissen ist, findet man hier nicht in dem Grade. Gewisse Liederlichkeiten sind hier nicht privilegirt, und die Polizey macht es den jungen und alten Wüstlingen schon schwerer, in diesem Punkte auszuschweifen. Alle Gesellschaften, ehrbare und liederliche, gehen hier um zwey Stunden früher auseinander, als in Berlin, und nach eilf Uhr begegnet einem noch selten jemand, da es dort um ein Uhr noch nicht leer auf den Gassen ist. Verdächtige Häuser werden hier von Zeit zu Zeit durchsucht, und die weiblichen Nachtvögel, deren

Element Finsterniß ist, werden fleißig eingefangen, und eine Zeitlang in den Kasten gesperrt. Daher ist das Uebel, das jetzt die halbe Welt so allgemein verheert, hier noch nicht so stark eingerissen, als in Berlin, und dürfte auch in Zukunft hier nicht so verheerend werden, als dort, und dies aus verschiedenen Ursachen.

Jeder junge Mensch, vom Tambour an bis zum unverheyratheten Kammerhern hinauf, sucht ein Mädchen auf seine eigene Hand zu bekommen, weil es hier keine öffentliche Abtr** giebt. Der Tambour sucht sich eine Köchin, und der Kammerherr findet wohl eine Stickerin oder Putzmacherin die ihm entweder Westen stickt oder Manschetten näht, und die Arbeit auf die Stube bringt, oder er hält sich, wenn er Geld genug hat, eine eigene Mätresse. Die sächsischen Mädchen haben ein gar sanftes, menschenfreundliches, zärtliches Herz, und lassen ihre Liebhaber nicht lange girren. Auf diese Art finden beyde Geschlechter was sie suchen

unter vier Augen, und es bedarf hier keiner öffentlichen Tafeln, wo Kuppler und Kupplerinnen vorschneiden, und mit einem: Ists gefällig? Krethi und Plethi herzunöthigen. Die Anzahl der liederlichen Häuser ist aus dem Grunde nach Verhältniß der Grösse der Stadt sehr klein, und sie werden nur von den allergeringsten Ständen, gemeinen Soldaten, Schiffern, Handwerksburschen u. s. w. besucht. In Berlin ist die Gesellschaft glänzender.

Alles, was um und an dem Hofe ist, muß sich einer strengen Ehrbarkeit befleissen, weil der Landesherr Ausschweifungen der Art nicht duldet, und dies erstreckt sich bis auf die Schausoielerinnen und Opernsängerinnen. Lassen sie sich über Galanterien betreten, so sind sie ihres Abschiedes gewiß, und es hilft weder Fürsprache noch angelobte Besserung. Dadurch werden die Anlagen zur Intrique, die diesem Theile des weiblichen Geschlechts eben das sind, was andern die Luft

ist, zwar nicht getilgt; aber man nimmt sich doch mehr in Acht, und giebt kein öffentliches Aergerniß. Auch auf die männlichen Mitglieder der Oper und des Schauspiels hat man ein wachsames Auge, weshalb auch die hiesigen Truppen die Vorwürfe nicht treffen, die man in andern Ländern und Städten ihren Zunftgenossen zu machen pflegt.

Ueber eheliche Treue wird hier auch noch mehr gehalten, als in Berlin, und Gatten und Gattinnen können auch im vollen Ernste eifersüchtig werden.

Die hiesigen Mädchen sind auch um vieles frischer, als in Berlin, und man findet noch alle Gaben der freundlichen Mutter Natur in Fülle nebeneinander. Sie sind auch weit genügsamer, und kosten ihren Liebhabern nicht die Helfte, was die berlinischen kosten. Sie gehen gern meilenweit zu Fusse, was ich einer Berlinerin, die nur ein wenig auf sich hält, nicht zumuthen möchte.

Die gemeinen Mädchen halten sich hier weit netter und reinlicher als in Berlin, und keine gienge über die Gasse, wenn sie nicht vorher ihre Haube in Ordnung gebracht, und eine weisse Schürtze vorgebunden hätte. Das einzige, worüber ihre Herrschaften klagen, ist ihr mitleidiges Herz: sie können es nicht ansehn, daß ihr schnurbärtiger Liebhaber hungert; deshalb werden oft kleine Defekte in der Räucherkammer und dem Keller bemerkt.

Uebrigens ist hier alles, was zum Lebens-Unterhalt und zur Kleidung gehört, wenigstens um zwanzig aufs hundert wohlfeiler, und mein hiesiger zweymonatlicher Aufenthalt kostet mich kaum soviel, als der dreywöchentliche zu Berlin.

Und nun, lieber K., was meynen Sie? soll ich zurückkommen, oder wollen Sie mich noch ein achtzig Meilen weiter jagen? Wenn mir nicht recht wohl wäre, würden Sie es längst wissen; aber Sie sehn, daß mir in zehn Briefen keine einzige

Jeremiade mehr entfahren ist. Essen und Trinken schmeckt mir, und mein Geist ist so heiter, als er seit Jahren nicht gewesen ist. Meynen Sie aber, daß es hiermit noch nicht gethan sey, so geben Sie mir eineu Wink, und ich setze meinen Stab nach Wien. Ihr nächster Brief muß mir Ordre mitbringen. Bis dahin —

Ihr ***

An

Bayerische Staatsbibliothek München

An die Leser.

Man hat unrecht, die Laune dieses Wanderers anzufeinden. Er sagt, warum er reise: und sich über den Mann beschweren wollen, hiesse ihm verbieten, krank zu seyn. Als Hypochondriste läuft er, um seinem Blute eine freyere Cirkulation zu verschaffen; mühsam sind seine Schritte, seine Nerven gespannt, und der Unterleib in gefährlicher Krise. Habe Mitleiden, freundschaftlicher Leser, und schenke ihm deinen Antheil, wenn er Mißmuth in seine Urtheile mischt, und dir die Gegenstände anders scheinen, als er sie schildert. Du weißt, ein Hypochondriste ist sein eigner größter Peiniger; wie könnte er dir lächeln, und Rosenfarben den Bildern leihen, während ihm sein Dämon hart zusetzt? —

Die

Die Launen eines so sonderbaren Mannes, der in Smollets Geiste umherblickt, können nicht anders, als den eignen Phantasien des Lesers Nahrung geben, und jenem bleibt immer noch die Freude, seine Leiden in den Busen eines vertrauten Freundes ausgeschüttet zu haben. Was kann er für die Verrätherey des Herausgebers, der sie dem Publikum voll Zutrauen anbietet?

668 D 99/6

80.—
AS—

29700

XXX XII.87

668 D 99/6

80.—
AS—

29700

XXX XII.87

668 D 99/6

80,– / AS –

29700

XXX XII.87

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schulz, Friedrich, / Junker, ... / Dunker, ...

Kleine Wanderungen durch Teutschland

Berlin [i.e. Basel] 1786

It.sing. 962 fs
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468145-1
VD18 1170778